

Das Schwarze Röhr

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP

Organ der Reichsführung "

Verlag: Franz Eber Nachl. GmbH, Zweigniederlassung Berlin
Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf: 11 00 22. Postleitzettel: Berlin 4454. Anschrift
der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88–91. Anzeigenpreise laut auflieg. Preisliste



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 60 Pf.
durch Streifband monatlich 95 Pf., Ausland mit ermäßigtem Porto 80 Pf., übriges Aus-
land RM. 1,05. — In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger unserer Zweigstellen

Zum Thema Neutralität

Berlin, am 5. Mai.

Der politische Begriff der Neutralität erfährt in diesen vom Drang zur Entscheidung erfüllten Wochen seine Läuterung. Wir nähern uns dem Zeitpunkt, an dem es auch im Zusammenleben der Völker nur noch die echte Neutralität der Herzen und Hirne geben wird und nicht mehr jene falsche Spiegelfechterei, die hinter papierenen Erklärungen die Feindseligkeit der Völker oder ihrer Regierungen verbirgt.

Die falsche Neutralität ist wie so manches was diesen Krieg nicht überdauern wird, eine Erfindung der britischen Staatskunst. Nach der verlorenen Lehre vom „europäischen Gleichgewicht“ sollten möglichst viele Staaten und Völker sich weder der einen noch der anderen kontinentalen Kräftegruppe anschließen dürfen und geschichtliches Niemandsland — also „neutral“ sein.

Trotz aber Englands selbst auf den Plan, so forderte es von den Neutralen, daß sie sich seinem angemaßten Richteramt anschließen. So wurde während der napoleonischen Kriege das neutrale Dänemark, im Weltkrieg das neutrale Griechenland vergewaltigt, das neutrale Portugal in den Krieg geheftet und die wenigen noch verbleibenden Neutralen zu einer Haltung genötigt, die nur ein schwaches Deutschland als „Neutralität“ hinnehmen konnte.

Aber Englands Arm reichte damals auch weiter als heute. Dennoch wäre es ihm kaum gelungen, alle diese Staaten gegen Deutschland aufzuputzen und einzusehen, wenn ihre Regierungen oder ihre sogenannte öffentliche Meinung sich unter der Maske der Neutralität nicht längst für England und gegen Deutschland entschieden hätten. England führte schon den Weltkrieg als einen ideologischen Kampf der Demokratie gegen den „Kaisertum“; und es hatte dafür gesorgt, daß die neutralen Staaten Musterdemokratien in seinem Sinne waren.

Als einer der schärferen Totengräber dieser Sorte von Neutralität wird der geweine norwegische Außenminister Koht ruhmvoll in die Geschichte eingehen. Ihm blieb es vorbehalten, die vollendete Begriffsbestimmung für jene Politik der verhüllten Feindseligkeit zu finden. Er sagte im norwegischen Kabinettsrat dem Sinne nach:

Wir sind zwar neutral, aber wir wollen unsere Neutralität nicht verteidigen; da wir sie nicht verteidigen wollen, müssen wir dafür sorgen, daß wir nicht aus der falschen Seite in den Krieg gehen.

Der „neutrale“ Herr Koht unterschied also zwischen einer Neutralität auf der falschen und einer auf der richtigen Seite. Die richtige Seite war die Seite der Engländer. Mit dieser Unterscheidung war der Neutralitätsbruch seiner Regierung schon beschlossene Sache. Denn es kann natürlich nur eine selbstbewußte, nur eine unbedingte Neutralität nach beiden Seiten geben.

Die Regierung des geflüchteten Königs Haakon und seines Herrn Koht rührte keinen Finger, als die Engländer in den Jössingfjord einbrachen, um ein friedliches Handels Schiff zu übersetzen. Sie bekränzten sich augenzwinkernd

auf einen lahmen Protest, als die Engländer Minen in den norwegischen Gewässern auslegten. Aber sie gaben Schießbefehle, als Deutschland die einzige möglichen Konsequenzen zog und Maßnahmen traf, die dem nun bevorstehenden britischen Angriff über Skandinavien hinweg vorbeugten.

Sie schlugen sich getreu ihren schon verblüdeten Grundjägen auf die Seite der Engländer. Daß das just die falsche Seite war, spricht nur ihre Drams, und nicht etwa ihre Moral.

Was in der „neutralen“ Seele jenes Herrn Koht vorgegangen sein mag, ist heute leicht zu übersehen. Er stand wie der Jude Hambro seit jeher auf Englands Seite, er hasste das nationalsozialistische Deutschland und wünschte seinen Untergang. Aber er wußte, daß sein kleines Volk ohne die Hilfe Schwedens unmöglich als aktiver Bundesgenosse Englands auftreten könnte. Also dachte er besonders klug zu handeln, wenn er die neutrale Maske, solange es irgend ging, hervorholte und auf den Zeitpunkt wartete, an dem er sich von England „vergewaltigen“ lassen konnte.

Dann war ein von den Engländern besetztes „hilfloses“ Norwegen immer noch „neutral“ und stand doch mit allen seinen Rohstoffquellen, mit seiner mächtigen Handelsflotte und allen Vorteilen seiner strategischen Lage auf der Seite Englands, durfte mitwirken an der Vernichtung Deutschlands und — durfte hoffen, an dem großen Geschäft partizipiert zu werden, das vaterlandslose Börsianer vom Schlag des Juden Hambro bereits berechnet hatten.

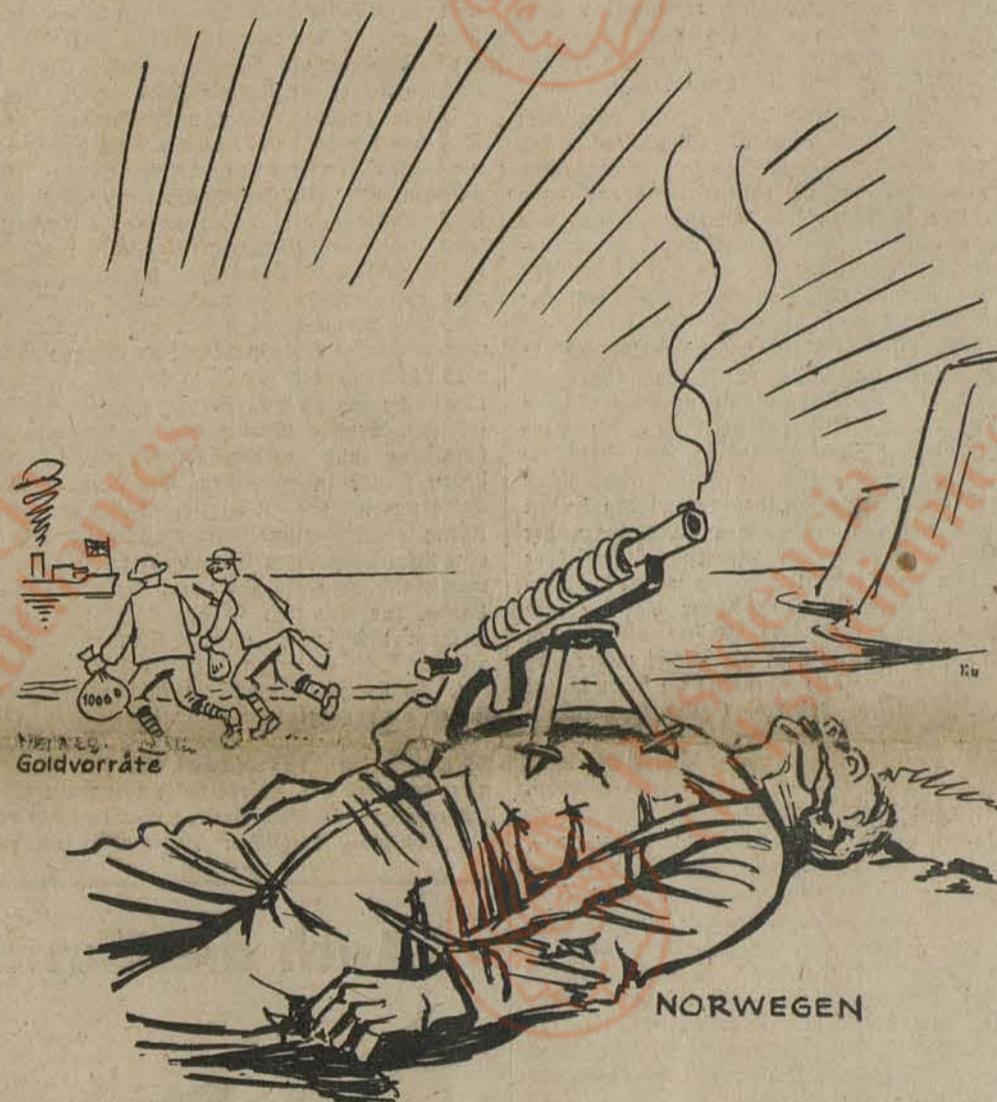
Von den wirklichen Interessen des norwegischen Volkes war hierbei gar keine Rede. Die Politik des geflüchteten norwegischen Regierungslügens war wie die Politik der meisten „demokratischen“ Regierungen die ehrgeizige Spekulation einer handvoll Advokaten und Aktienschieber und alles andere als eine Politik für das eigene Volk. Denn so geringe Meinung von den politischen und strategischen Künsten der Kohts auch sein mag — so dummkopf waren sie nicht, daß sie die schweren Schäden nicht vorausgesehen hätten, die ihre Haltung dem norwegischen Volke eintragen mußte.

Sie mögen mit deutschen Truppenlandungen nicht gerechnet haben. Sie brauchten nicht klüger zu sein als die alten Männer in London. Sie mögen angenommen haben, daß die Engländer ihr Land bequem und mühelos besiegen würden. Aber sie mußten wissen, daß ihr Land nun zum Kriegsschauplatz wurde und daß die deutsche Luftwaffe dann gezwungen gewesen wäre, ihre Häfen, Eisenbahnen und militärischen Stützpunkte als strategische Ziele im Kampf gegen England anzusteuern.

Heute ist — dank des blitzschnellen deutschen Zugriffs und dank der Überlegenheit der deutschen Waffen über die Früchte ihres verbrecherischen Wahnsinns — das Wohngebiet von neun Zehnteln des norwegischen Volkes schon wieder im Begriffe, unter deutscher Schutz ein friedliches Land zu werden.

Wäre es nach den Kohts und Hambros ge-

Abschied vom Kugelfang



Zeichnung: Bogner

Den Briten blieb das Gold und den Norwegern — das Blei!

gangen, so wären heute im günstigsten Falle die norwegischen Städte schwelende Trümmerhaufen, aber sehr wahrscheinlich wären auch Schweden und Dänemark Opfer des englischen Krieges, Opfer einer falschen „Neutralität“.

Das Beispiel Norwegens lehrt, daß eine wirkliche Neutralität untrennbar verbunden ist mit den wahren Interessen der Staatsvölker. Nicht die Regierungen, die Völker müssen neutral sein, und die Regierenden haben sich den Interessen und Wünschen der Völker zu unterwerfen.

Wunsch und Interesse des norwegischen Volkes war es, vom Kriege möglichst verschont zu bleiben.

Es gibt in dieser Welt nur zweierlei: Neutralität oder nicht. Wer seine Neutralität antreten läßt, hat bereits Partei genommen.

Wenn in den britischen Kriegsausweitungsplänen immer davon die Rede ist, Deutschland müsse von diesen oper jenen Rohstoffquellen abgeschnitten werden, und wenn in diesem Zusammenhang von Truppenlandungen und Durchmarschrechten gesprochen wird, so haben die bedrohten Völker zumindest durch das norwegische Beispiel erfahren, daß solche Rechnungen nicht ohne den Witz gemacht werden können. Sie wissen, daß jede Duldung ihr Land in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Und von Tag zu Tag steigert sich daher ihre Bereitschaft, nicht eine papierene, sondern eine wirkliche und aktive Neutralität zu wählen.

Nicht um Partei zu nehmen, nicht um sich auf eine richtige oder falsche Seite zu schlagen, sondern im eigenen Interesse, zum Schutz ihrer Heime und Arbeitsstätten, ihrer Besitztümer, ihrer Bodenschätze, ihrer Verkehrsr

anlagen und nicht zuletzt ihres eigenen Lebens werden sie sich gegen den Angreifer zur Wehr legen müssen — mit den eigenen und notfalls eben mit fremden Kräften.

Das sind schwere Entschlüsse und für die Völker mitunter harde Schicksale. Es ist ein unverschuldetes Geschick, ein Schwäche zwischen Starken zu sein. Aber das Völkerrecht kennt keine Sentimentalitäten. Aber sind diese Völker denn wirklich frei von aller Schuld?

Wir kennen jenen Befehl eines britischen Kommandanten, der den nach Norwegen entsendeten Landungstruppen lange vor dem deutschen Zugriff freundliche Aufnahme durch die Bevölkerung verheißt. Monatelang redete man in den Wehrstaaten offen von einer bevorstehenden Aktion in Skandinavien, und niemand kam auf den Gedanken, die Aktion würde auf Widerstand stoßen. Man stellte die nordischen Sympathien für den Angreifer fest in Rechnung. Nicht nur die Sympathien der Regierung Haakons, sondern die des Volkes.

Seit mehr als hundert Jahren stand Norwegen unter dem Trommelschlag der britischen Propaganda. Schon während des Weltkrieges, ganz unverhüllt aber seit 1933 stand die norwegische Presse auf Seiten der Feinde Deutschlands. Es gab keine Greuelüge, die über die Kanäle der Hambro-Presse und des Rundfunks ihren Weg nicht in die entferntesten Täler gefunden hätte. Mit einem Recht konnten die Hambros und Kohts ihren britischen Freunden berichten, die Sympathien der meisten Norweger ständen bei den Engländern — obwohl doch weder Norwegen als Staat noch der einzelne Norweger irgendein Interesse an der Vernichtung Deutschlands, der einzigen germanischen Groß-

macht, des einzigen Bewahrers eines nordischen Gedankens, haben tonnen!

Ein unpolitisches, seit Jahrhunderten dem gesichtlichen Abfall entzogenes, in romantischen Träumen versponnenes, dem Händlertum weitgehend verfallenes Volk war das willenslose Opfer anglo-jüdischer Verführer geworden. Und aus seiner Willenslosigkeit, seiner Kritiklosigkeit, seiner gedankenlosen Parteinahe erwächst seine tragische Schuld.

Die Engländer hätten es kaum gewagt, die Neutralität eines norwegischen Volkes anzutasten, das mit wachem Verstand sich den Verführungsästen Englands und seines englandhörigen Regierungsküngels widerstellt hätte. Nicht jeder zahlenmäßig Schwache ist wirklich schwach. Dafür gibt es mancherlei Beispiele.

Schweden widerstand schon während des finnischen Krieges, erst recht aber vor und während Englands standinavischen Abenteuers den Londoner Streitenslangen. Gewiß nicht allein, weil die staatsmännische Weisheit seines greisen Königs seine wahren Interessen erkannte. Auch Schwedens Volk ist im überwiegenden Ausmaß vom Gerechtigkeitsinn des wirklich Neutralen erfüllt — obwohl in Schweden nicht weniger als anderswo eine von England und Jude bezahlte Heppresse am Werke war, die noch in allerjüngster Zeit ihre deutschfeindlichen Kapriolen mache. Und auch die Haltung des dänischen Volkes ist ohne Tadel. Die Besetzung Dänemarks hätte sich nicht reibungslos vollzogen, wenn dort ein waches Volk nicht mit klaren Augen seine wahren Interessen gesehen und vordäufige Neutralität geübt hätte.

Wir wissen andererseits, in welch tragischem Ausmaß die stammverwandte Schweiz mehr und mehr zum willenslosen Opfer der anglo-jüdischen Hölle wurde; daß sie deutschfeindliche Organe nicht nur gewähren läßt, sondern daß auch der einzelne Mann ihre Sprüche nachbetet — wider alle Vernunft, wider alle Gebote des Anstandes, meist längst nicht mehr fähig, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Die Türkei war bis vor wenigen Jahren ein Land, das tausendjährige Beziehungen der Freundschaft zu Deutschland unterhielt. Die Waffenbrüderlichkeit des Weltkrieges, die Ahnschlichkeit des Nachkriegsschicksals, der parallele Befreiungskampf gegen ein englisch-französisches Diktat ließen erwarten, daß es zwischen beiden Völkern niemals auch nur zu Trübungen der bewährten Freundschaft kommen würde. Aber nach dem Tode Kemal Atatürks wurde die Türkei zum Tummelpunkt englischer Agenten, die jüdische Presse verprägte Ströme verhegenden Giften — und heute steht die Türkei wider ihre Interessen, wider alle Vernunft im Mittelpunkt der Absichten des Feindes. Es ist kaum anzunehmen, daß ihre Regierung diesen erstaunlichen Schritt gewagt hätte, wäre das Volk nicht „weich“ gemacht worden. In welchem Ausmaß — wird die Zukunft lehren.

Eins ist gewiß: die Neutralität ist unteilbar. Es gibt keine Neutralität allein der Völker oder allein der Regierenden oder allein der sogenannten öffentlichen Meinung. Jedes Volk, das dem Strudel der gesichtlichen Entscheidung fernzubleiben wünscht, ist verantwortlich für die Haltung seiner Regierung und seiner Presse, jede Regierung ist verantwortlich für das Entstehen einer sogenannten öffentlichen Meinung. Mit einem Achselzucken kann man vor der Geschichte nicht bestehen.

Wir sind uns dessen bewußt, daß in diesem Kriege nicht allein Deutschland über England, sondern die Freiheit der Völker über die Sklaverei-peitsche der Plutokratie, der nationale Sozialismus über die sterbende „Demokratie“ siegen werden, und daß kein europäisches Volk sich dieser Entscheidung entziehen kann. Aber wir wissen auch, daß das Schicksal die Last der Entscheidung unseren starken Schultern auferlegt hat, und wir sprechen allen kleinen und schwachen das Recht zu, sich aus dem Kampf der Riesen herauszuhalten.

Wir suchen im Bewußtsein unserer Stärke nicht nach neuen Bundesgenossen. Wir brauchen keinen weiteren Kriegsschauplatz. Uns genügt vollauf der eine, der England heißt. Aber wir werden doch stets dafür sorgen, daß aus unbeteiligten Zuschauern nicht heimliche Schildträger des Feindes werden.

In diesem Sinne: Es lebe die Neutralität — wenn sie nur leben will!

*

Berlin, am 10. Mai.

Dieser Aussatz wurde geschrieben am 5. Mai, also zu einer Zeit, als Holland und Belgien noch nicht im Mittelpunkt der Ereignisse standen. Als Wochenzeitung wurden wir diesmal vom Tempo der Entwicklung überrascht, und dennoch sahen wir keinen Anlaß, eine Zeile oder auch nur ein Wort von dem zu streichen, was zu dem Thema Neutralität gesagt war. Ja, unser Leitartikel darf gewissermaßen als Kommentar gelten zu dem Memorandum der deutschen Reichsregierung vom 10. Mai. Was wir vier Tage vorher an dem heute schon historischen Beispiel Norwegens und seiner Regierung zu beweisen ver sucht hatten, trifft im erhöhten Maße auf Belgien und Holland zu. Eine Gegenüberstellung der Einzelheiten erhellt diese Tatsache.

In ihrem Memorandum stellte die deutsche Reichsregierung fest:

Das war ihre Neutralität!

1. Seit Ausbruch des Krieges haben die belgische und die niederländische Presse in ihren feindlichen Auslassungen gegen Deutschland die englischen und französischen Zeitungen noch überboten. Diese Haltung haben sie trotz dauernder Vorstellungen durch das Reich bis zum heutigen Tage nicht geändert.

Darüber hinaus haben führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in den beiden Ländern in den letzten Monaten in immer steigendem Maße zum Ausdruck gebracht, daß der Platz Belgiens und der Niederlande an der Seite Englands und Frankreichs sei. Viele andere Vorgänge des politischen und wirtschaftlichen Lebens in Belgien und in den Niederlanden unterstreichen noch diese Tendenz.

2. Die Niederlande in Verbindung mit belgischen Stellen haben sich dazu hergegeben, unter flagantester Verleugnung ihrer primitivsten Neutralitätspflichten die Versuche des englischen Secret Intelligence Service zur Herbeiführung einer Revolution in Deutschland zu unterstützen. Die auf belgischem und niederländischem Boden vom Secret Intelligence Service gebildete Organisation, die sich der weitestgehenden Unterstützung niederländischer und belgischer Stellen bis in die höchsten Kreise der Beamenschaft und des Generalstabes erfreute, hatte nichts anderes zum Ziel, als die Beseitigung des Führers und der Reichsregierung mit allen Mitteln und die Einsetzung einer Regierung in Deutschland, die gewillt wäre, die Auflösung der Einheit des Reichs herbeizuführen und der Bildung eines ohnmächtigen föderativen deutschen Staatengebildes zuzustimmen.

3. Die Maßnahmen der Königlich Belgischen und der Königlich Niederländischen Regierung auf militärischem Gebiet sprechen eine noch klarere Sprache. Sie geben den unwiderleglichen Beweis für die wahren Absichten der belgischen und niederländischen Politik. Sie stehen ferner in schroffstem Gegensatz zu allen Erklärungen der Königlich Belgischen und Königlich Niederländischen Regierung, daß sie eine Benutzung ihres Staatsgebietes als Durchmarschland oder als Operationsbasis zu Lande, zur See und in der Luft mit allen Kräften und nach allen Seiten verhindern würden.

4. So hat z.B. Belgien ausschließlich seine Ostgrenze gegen Deutschland besetzt, während es an seiner Grenze gegenüber Frankreich keinerlei Befestigungen angelegt hat. Wiederholte dringende Vorstellungen der Reichsregierung wurden zwar von der Königlich Belgischen Regierung jedesmal

mit der Zusage beantwortet, daß man eine Beseitigung dieses einseitig gegen Deutschland gerichteten Zustandes herbeiführen würde. Praktisch aber geschah nichts, und alle Versprechungen in dieser Richtung blieben unerfüllt. Im Gegenteil, Belgien hat bis in die letzte Zeit hinein ausschließlich und unvermindert an dem Ausbau seiner gegen Deutschland gerichteten Befestigungen gearbeitet, während die belgischen Westgrenzen den Feinden Deutschlands offenstehen.

5. Ein ebenso offenes und ungesichertes Einfallstor ist das niederländische Küstengebiet für die britischen Luftstreitkräfte. Die Reichsregierung hat der Königlich Niederländischen Regierung den Nachweis über die Verlegung der niederländischen Neutralität durch englische Flugzeuge erbracht. Seit Kriegsausbruch sind englische Flieger fast täglich, von den Niederlanden kommend, über deutschem Boden erschienen.

127 solcher englischer Überfliegerungen wurden einwandfrei in allen Einzelheiten festgestellt und der Königlich Niederländischen Regierung notifiziert. In Wirklichkeit aber ist ihre Zahl weit größer, sie beträgt ein Vielfaches der notifizierten Fälle. Auch bei all diesen weiteren Überfliegerungen besteht kein Zweifel, daß es sich um englische Flugzeuge handelt. Die große Zahl der Überfliegerungen und die Tatsache, daß hiergegen von der Königlich Niederländischen Regierung keinerlei wirksame Maßnahmen getroffen wurden, beweisen eindeutig, daß die englische Luftwaffe niederländisches Hoheitsgebiet mit Wissen und Dulden der Königlich Niederländischen Regierung systematisch zum Ausgang ihrer Operationen gegen Deutschland gemacht hat.

6. Ein noch krasser Beweis für die wahre belgische und niederländische Einstellung aber ist der allein gegen Deutschland gerichtete Ausmarsch der gesamten mobilisierten belgischen und niederländischen Truppen.

Während Anfang September 1939 Belgien und die Niederlande ihre Truppen ziemlich gleichmäßig an ihre Grenzen verteilt hatten, wurden parallel mit der sich immer mehr vertiefenden Zusammenarbeit zwischen den belgischen und niederländischen Generalstäben und den Generalstäben Englands und Frankreichs einige Zeit später die Westgrenzen dieser Länder völlig von Truppen entblößt und die gesamten belgischen und niederländischen Truppen an der Ostgrenze der beiden Völker mit Frontstellung gegen Deutschland konzentriert.

7. Diese Massierung belgischer und niederländischer Truppen an der deutschen Grenze wurde vorgenommen zu einer Zeit, zu der

Deutschland an seinen Grenzen gegenüber Belgien und den Niederlanden keinerlei Truppen konzentriert hatte, zu der England und Frankreich dagegen eine starke motorisierte Angriffssarmee an der belgisch-französischen Grenze versammelten. Das heißt also, Belgien und die Niederlande nahmen zu einer Zeit, in der ihre Neutralität im Westen durch die Haltung Englands und Frankreichs und durch die Massierung englisch-französischer Angriffstruppen immer bedroht erschien — und für daher alle Veranlassung gehabt hätten, ihre Sicherung hier zu verstärken —, ihre eigenen Truppen von diesen gefährdeten Westgrenzen fort, um sie an ihre Ostgrenzen zu werfen, die von deutschen Truppen völlig entblößt waren.

Erst dann hat Deutschland seine Gegemaßnahmen getroffen und nun auch seinerseits Truppen an den belgischen und niederländischen Grenzen aufgestellt. Der belgische und der niederländische Generalstab aber haben durch diese plötzlichen und an sich jeder militärischen Regel widersprechenden Maßnahmen ihre wahre Einstellung definiert. Ihr Vorgehen wird aber verständlich, wenn man weiß, daß diese Maßnahmen im engsten vorherigen Einvernehmen mit dem englisch-französischen Generalstab getroffen wurden und daß die belgischen und niederländischen Truppen sich niemals als etwas anderes betrachtet haben denn als die Vorhut der englisch-französischen Angriffsarmee.

8. Unterlagen, die der Reichsregierung vorliegen, beweisen, daß die Vorbereitungen Englands und Frankreichs auf belgischem und niederländischem Gebiet für ihren Angriff gegen Deutschland bereits weitgehend fortgeschritten sind.

So sind bereits seit längerer Zeit im geheimen alle Hindernisse an der belgischen Grenze nach Frankreich, die einem Einmarsch der englisch-französischen Angriffsarmee entgegenstehen könnten, fortgeräumt. Flugplätze in Belgien und den Niederlanden sind von englischen und französischen Offizieren erkundet und ihr Ausbau veranlaßt worden.

Transportmaterial wurde von Belgien an der Grenze bereitgestellt, und seit kurzer Zeit sind Borkommandos von Stäben und Truppenteilen der englisch-französischen Armee in verschiedenen Teilen Belgiens und der Niederlande angeskommen.

Diese Tatsachen und weitere Meldungen, die sich in den letzten Tagen häufen, erbringen den einwandfreien Beweis, daß der englisch-französische Angriff gegen Deutschland unmittelbar bevorsteht und daß dieser Vorstoß an die Ruhm über Belgien und die Niederlande erfolgen wird.

Das Bild der belgischen und niederländischen Einstellung, wie es sich aus diesen unwiderrücklichen Tatsachen ergibt, ist eindeutig und klar. Beide Länder haben sich vom Ausbruch des Krieges an und entgegen den von ihren Regierungen nach außen hin abgegebenen Erklärungen insgeheim auf Seiten Englands und Frankreichs gestellt, also auf Seite der Mächte, die sich zum Angriff gegen Deutschland entschlossen und ihm den Krieg erklärt haben.

Obwohl der Herr belgische Außenminister verschämtlich von deutscher Seite in allem Ernst auf diese Haltung hingewiesen wurde, hat sich nicht das geringste geändert. Vielmehr hat der Herr belgische Verteidigungsminister fürzlich in der belgischen Kammer öffentlich Erklärungen abgegeben, die in nicht missverständlich stehender Weise das Eingeständnis enthalten, daß zwischen den Generalstäben Belgiens, Frankreichs und Englands alle zum gemeinsamen Vorgehen gegen Deutschland notwendigen Maßnahmen vereinbart worden sind.

Wenn trotzdem Belgien und die Niederlande nach außen auch weiterhin eine Politik der Unabhängigkeit und Neutralität proklamieren, so kann das im Lichte der feststehenden Tatsachen nur als ein Versuch angesehen werden, über die wahren Absichten der belgischen und niederländischen Politik hinwegzutäuschen.

Die Reichsregierung kann bei dieser Lage jedoch nicht mehr bezweifeln, daß Belgien und die Niederlande entschlossen sind, den bevorstehenden englisch-französischen Angriff nicht nur zu dulden, sondern nach jeder Richtung hin zu begünstigen, und daß die von den Generalstäben der beiden Völker mit dem englisch-französischen Generalstab getroffenen Abmachungen ausschließlich diesem Zweck dienen.

Der von belgischer und niederländischer Seite vorgebrachte Einwand, daß diese Entwicklung nicht ihrer Absicht entspreche, sondern daß sie einfach infolge ihrer Hilflosigkeit England und Frankreich gegenüber gezwungen gewesen seien, diese Haltung einzunehmen, kann nicht als stichhaltig anerkannt werden.

Die Reichsregierung ist nicht gewillt, in diesem dem deutschen Volke von England und Frankreich aufgezwungenen Existenzkampf den Angriff Englands und Frankreichs tatenlos abzuwarten und den Krieg über Belgien und die Niederlande in deutsches Gebiet hineinragen zu lassen. Sie hat deshalb den deutschen Truppen nun mehr den Befehl erteilt, die Neutralität dieser Länder mit allen militärischen Machtmitteln des Reiches sicher zu stellen.“

Hauptredakteur: Günter d'Alquen
Stellschreiberei: Walter d'Alquen
Druck: Buchdruckerei Müller & Sohn, Berlin SW 68.
Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin SW 68.

Auch die Tarnung war umsonst!



Mit vollen – Segeln – ins Mittelmeer!

Zeichnung: Bogner



GRÄSSLICHE ZUMUTUNG

Links: Im Judenrat der Kultusgemeinde melden sich die arbeitsfähigen Juden, sie werden kartellmäßig erfaßt und auf die einzelnen Arbeitstage aufgeteilt. — Rechts: Gemeinschaftsarbeit in einer Schusterwerkstatt.

In einer unserer letzten Folgen zeigten wir Bilder aus dem Lubliner Getto, das als eine unglaubliche Anhäufung von Schmutz, Verkommenheit, sanitärer Verwahrlosung, Schleichhandel und Verbrechertum, das im Osten eingesetzten Behörden vor keine leichte Aufgabe stellte. Über 50 000 Ostjuden drängen sich in dem verbauten Gewirr von Hinterhöfen und Kellergeschossen am Fuß der alten Jagellonenfestung: Ober ein Drittel der gesamten Stadtbevölkerung besteht aus den Nachkommen Israels, einem schmutzstarrenden, licht- und arbeitsscheuen Gesindel, das seinen Lebenssinn bisher im „Handeln“ und Beträgen fand.

Die deutsche Verwaltung ging von dem Grundsatz aus, daß nur der essen soll, der auch arbeitet, und daß der Aufbau im Osten keine freie Hand entbehren kann. Die Verordnung über die Judenzwangsarbeitspflicht gab die gesetzliche Handhabe, die Lenkung und Aufsicht liegt bei den im Osten eingesetzten SS - und Polizeiführungsstellen, die Durchführung wurde in Lublin dem von der Schutzstaffel aufgestellten volksdeutschen Selbstschutz übertragen. So waren alle Voraussetzungen für ein Wunder gegeben, das den Polen noch heute als kaum glaublich erscheint: Die Juden müssen arbeiten, wirklich und wahrhaftig mit den Händen arbeiten!

Jeden Morgen treten in dem eigens zu diesem Zweck aufgebauten Lager ungefähr tausend Juden zur Arbeit an. Ein einfaches und doch sicheres Kontrollsysteem ermöglicht, daß sich keiner vom Amtretenden drückt. Nun stehen sie in langen Reihen da, alte und junge Juden, bärige und glattrasierte, und mauscheln eifrig miteinander, führen wohl ein kleines Geschäftchen zu Ende oder bahnen ein neues an. Gemeinsam ist ihnen allen der unglaubliche Schmutz und der listig-unterwürfige Gesichtsausdruck.

Nun holen die verschiedenen deutschen Dienststellen die von ihnen angeforderten Arbeitskräfte ab: Da marschieren 200 Mann zur Ausbesserungsarbeit an Gleisanlagen, 50 fegen die Straßen, die Wehrmacht benötigt eine Anzahl zur Herrichtung und Ausbesserung der Unterkünfte, ein anderes Kommando wird Aufräumungsarbeiten an kriegsbeschädigten Bauwerken verrichten. Ein Teil der Juden bleibt im Lager, reinigt die Ställe und Wege und baut eine vorbildliche sanitäre Anlage. Ein seltsames Bild, diese Kaftanjuden mit Ringellocken und Prophetenhärteln mit Spaten und Schippe hantieren zu sehen.

Solange ein Zuschauer sie beobachtet, arbeiten sie mit gekünsteltem Elfer und kratzen wütend am Boden herum; dreht sich der Selbstschutzposten aber einmal um, lehnt sich die ganze abenteuerliche Gesellschaft gemütlich auf die Arbeitswerkzeuge und beginnt zu mauscheln.

Man darf überhaupt keinen gewohnten Maßstab an diese Judenarbeit anlegen: Vier Söhne Israels schaffen soviel wie bei uns ein ungelernerter Arbeiter, und ihre Handhabung der Arbeitsgeräte zeigt nur zu deutlich, daß sie in ihrem bisherigen Dasein nie in Verlegenheit waren, sich mit einer Schaufel betätigen zu müssen. Die Harkenführung ist meist geradezu beängstigend, der Beobachter erwartet jeden Augenblick, daß der nächste Hieb bis ins Bein statt in die braune Erde geht.

Ein Teil der angestammten Juden besteht aus gerierten Facharbeitern und Handwerkern, eine Besonderheit der ostjüdischen Lebensstruktur. Für diese wurden eigene Werkstätten eingerichtet, in denen sie schneidern und schustern, Sattler- und Tapizerarbeiten verrichten und als Schmiede und Mechaniker tätig sind.

Mit der Einrichtung der jüdischen Werkstätten und der gesamten Organisation der Judenarbeit im Distrikt Lublin hat der dort wirkende SS - und Polizeiführer, SS -Brigadeführer Globocnik, einen geglückten Versuch zur Lösung der Judenfrage unternommen, der weit über die bloß örtliche Bedeutung der Dinge hinausgeht, ja vielleicht sogar einen Weg zu einer gemeinsamlichen positiven Ordnung eröffnet.

Das Prinzip der Kollektivverantwortlichkeit legt die Aufbringung und Gliederung des Arbeitseinsatzes ausschließlich in jüdische Hände, womit die Durchführung stets gesichert ist. Reiche Juden kaufen sich von ihrer Arbeitspflicht los und bringen so die Mittel für die angemessene Entlohnung der anderen auf. So brauchen die deutschen Behörden nichts zu tun, als täglich die Zahl der angeforderten Arbeitskräfte zu überprüfen und abzunehmen, alles andere wird von den Juden selbst verwaltet und organisiert. Die Bezahlung ist so, daß die „gequalten“ Juden die neuen Zustände segnen, die ihnen eine dauernde Verdienstmöglichkeit sichern, und durch ein gewisses Leistungsentgelt wird erreicht, daß die Facharbeiter in den Werkstätten gern und eifrig — soweit das bei Juden überhaupt möglich ist — bei der Sache sind.

Es ist unglaublich und doch eine Tatsache, daß die Juden in Lublin und im gesamten Osten arbeiten. Seit Menschengedenk ist es das erste Mal, daß der Schnee auf den Straßen sauber weggefegt und abgefahrene wurde, und die Polen schütteln noch immer bewundernd die Köpfe und staunen über die „verfluchten“ Deutschen. Die im Osten eingesetzten Ordnungskräfte der SS und Polizei haben auch diese undankbare Aufgabe gelöst und damit beweisst, daß die Juden im Osten am Aufbau mit Hand anlegen müssen.

Deutsche Männer haben das Unglaubliche wirklich: Juden arbeiten zum erstenmal seit die Welt besteht!



In den verschiedensten Arbeitszweigen wurden die Juden einer produktiven Arbeit zugeführt, wie diese Bilder zeigen. Die Aufnahme in der Mitte aber zeigt sie bei ihrer liebsten Beschäftigung. Sobald nämlich der deutsche Selbstschutzposten seine Augen einen Augenblick wegwendet, stützen sie sich auf die Arbeitsgeräte und beginnen lebhaft zu mauscheln und zu gestikulieren.

Sonderaufnahmen für „Das Schwarze Korps“ Dr. Weskamp

Gezank zwischen Gräbern

Man sollte meinen, daß der Tod eine ernste Sache sei, vor der jeder schweigend den Hut zieht und auch den kleinen Lärm und Zank des Alltags vergibt. Sobald einer seine Pflicht gegenüber seinem Volk und seinem Gott nach Kräften erfüllt hat und still für immer in die Grube fährt, sagen wir: Die deutsche Erde sei ihm leicht, gleichviel, ob er ein Direktor oder Hilfsarbeiter war und ob er seine Andacht im Bethaus oder am Schraubstock verrichtete.

Leider scheinen nicht alle so zu denken, dies beweist zumindestens ein Rundschreiben der evangelischen Kirchengemeinde in Recklinghausen. Diese Institution fand es passend, am 12. März, also im siebten Kriegsmonat, gegen alle, die es angeht, nachfolgende Drohepistel zu schleudern:

„Evangelische Kirchengemeinde
Recklinghausen“

Recklinghausen, den 12. März 1940.
An alle Inhaber einer noch nicht vollbelegten Erbgruft auf dem Evangelischen Friedhof . . .

Ein Sonderfall gibt Veranlassung, sämtliche Inhaber einer nicht vollbelegten Erbgruft auf folgende Bestimmungen aufmerksam zu machen . . . Nach § 8 der Friedhofsordnung vom 4. November 1939 (!) dürfen in den Wahlgräbern (Erbgrüften) nur der Erwerber und seine Angehörigen bestattet werden, soweit sie bei ihrem Tode einer christlichen Religionsgesellschaft angehört haben. Aus vorstehend aufgeführten Bestimmungen geht deutlich hervor, daß Inhaber einer Erbgruft, die aus der Evangelischen Kirche ausgetreten sind, durch den Austritt ihr Recht auf Bestattung in der Erbgruft verwirkt haben . . . Bei Eintritt eines Sterbefalls ist daher der Nachweis zu erbringen, daß der Verstorbene, der auf dem evangel. Friedhof bzw. in einer Erbgruft bestattet werden soll, bis zu seinem Tode der Evangelischen Kirche angehört hat.

Der Vorsitzende des Presbyteriums
Grothaus
Pfarrer.“

Die frommen Herren in Recklinghausen verlaufen also zum Teil vor . . . zig Jahren an Volksgenossen ein Stück deutschen Bodens als letzte Ruhestätte. Fällt es dem Käufer oder einem seiner Familienangehörigen, aber nur ein, einen Glauben zu finden, der seinem Gewissen besser entspricht, nehmen sie ihm das verlaufte Gut einfach wieder weg, ohne einen Pfennig zurückzuerstatten. Dies nennt man zum ersten mit düren Worten nicht mehr und nicht weniger als ein Eigentumsdelikt, für das jeder andere ins Loch wandern würde.

Aber zum zweiten, und hier möchte selbst dem Sanftmütigsten die Zornesader schwollen, machen sich sogenannte Gottesdiener an, die Menschen noch im Grabe zu richten und einzuteilen: in gute und geheilige — und schlechte und verdammte. Die rechtgläubigen Toten sollen exklusiv unter sich bleiben. Sie verwehren dem Gatten, seinen letzten Schlaf neben seinem Lebenskameraden zu tun, und reihen Söhne von ihren Eltern. Und das alles, weil einer etwas anderes zu glauben magte als sie, die den lieben Gott samt seinem Paradies gepachtet haben.

Für uns gibt es nur eine deutsche Erde, die allen Deutschen gleichmäßig angehört, aber keinen evangelischen und keinen unchristlichen Friedhof. Jeder, der sein Eintrittsgeld für den letzten Logenplatz entrichtet hat, steht ein Anrecht auf seinen Heimatboden zu.

Bezeichnend für den Geisteszustand gewisser Kreise ist es, daß sie ihre hoffvolle Geduldslauf und Gewissenskeuchung jetzt schon wieder bis über das Grab hinaus auszudehnen versuchen — sie beweisen damit sehr wenig Achtung vor der Majestät des Todes. Und da selbst der Krieg anscheinend ihren Rachezug nicht stört, wird wohl nichts übrigbleiben, als den deutschen Menschen selbst im Tode vor Dummheitallüren zu schützen. Eine allgemeingültige gesetzliche Regelung für Großdeutschland könnte erreichen, daß das Recht auf das wohl erworbene Grab der Eltern und auf die zwei Quadratmeter Muttererde unantastbar bleibt.

Tip eines „Braungebrannten“:

Allmählich an die Sonne gewöhnen und langsam bräunen. Mit Nivea-Creme! Wer aber unbedingt länger in der Sonne bleiben und schnell ler bräunen will, braucht Nivea-Ultra-Ol mit dem verstärkten Lichtschutz.

Strich durch die Judenrechnung

Stände es nicht schwarz auf weiß in den Akten des Amtsgerichts Worms 9 M 1046/39, man müßte es für ein schlecht erdachtes Märchen halten, daß ein Jude einen Frontsoldaten pfändet wollte: in Deutschland — während des Vernichtungskrieges, den Alljuda uns angesagt hat.

Aber es ist gut, daß das auserwählte Volk uns bisweilen noch an seine Existenz erinnert und an die Unsterblichkeit seiner artgemäßen Lebensäußerungen. Da die Juden aus unserem öffentlichen Leben verschwunden sind, könnte man sonst gar zu leicht annehmen, es gäbe keine Judenfrage mehr oder die Juden lägen alleamt schon zu scheußlichen Klumpen geballt in Lublin — wo sie hingehören.

Nun — irgendwo an schönen Rhein sieht also ein Jude, der vor langen Jahren das so oft geübte jüdische Kunststück zustande brachte, einen „dummen Goj“ mit einer Bürgschaft hereinzulegen. Seitdem — seit dem Jahre 1927 — steht der Deutsche in der Fron des Juden. Er arbeitet — und der Jude holt sich an jedem Ersten „seine“ pfändbaren Gehaltsanteile. Die einzelnen Blötzschläge des reinigenden Gewitters, das uns und unsere Volkswirtschaft von den Juden befreite, gingen an diesem „schönen“ Verhältnis spurlos vorüber. Der Deutsche arbeitet — der Jude holt sich den Lohn.

Es ist, als sei dieser Jude schon 1927 mit besonderer Voraussicht begabt gewesen. Andere Juden handelten mit diesem und jenem, gründeten dies und das, stahlen sich da und dort hinein, aber sie haben nach 1933 alle ihre Geschäfte mit schwerer Schlagseite verlassen müssen. Nur der Jude, der damals schon den Bürgschaftsschwindel betrieb, blieb unversehrt, kann noch in Saus und Braus leben, wenn er nur so klug war, das „Geschäft“ auf eine hinreichend breite Basis zu stellen. Denn eine Bürgschaft — nicht wahr —, das ist ja eine Ehrensache. Eine feine Sache also für Juden, die immer nur des anderen Ehre kennen.

Als der Krieg ausbrach, zog der Frontnecht des Juden ins Feld, aber das Kriegsglück des Juden wollte es, daß nach nationalsozialistischen Grundsätzen die Familie des Deutschen auch

weiter ihre Bezüge bekam. Und so pfändete er fröhlich weiter.

Eine beachtliche Wollse: der Jude, wehrnwürdig, Kriegsheizer gegen Deutschland, Verbündeter des Feindes, hoffend auf Deutschlands Niederlage, pfändet den Mann, der Deutschlands Freiheit an der Front vor dem Einbruch der plutoartigen Judenjöldner schützt.

Als der Frontsoldat bei Gericht die Einstellung der Zwangsvollstreckung beantragte, erstrahlte die klassische Unverschämtheit des Juden im herrlichsten Licht. Er wandte ein, die Famille des Frontsoldaten vermöge ihn im Kriege noch leichter zu bestrieden als vorher, da sie doch die Lebenshaltungskosten des Frontsoldaten jetzt ersparen könne! So unsterblich ist der jüdische Trieb, sich an den Kriegen der Wirtschaftsvoicer zu bereichern, daß er ihn schwarz auf weiß wie ein gutes Recht zu Papier brachte.

Daß das Amtsgericht Worms durch seine Rechnung einen dicken Strich mache, ist wohl selbstverständlich, verdient aber doch hinauspoaunt zu werden als ein Beispiel — für ähnliche Fälle.

Es sei, sagte das Gericht, mit dem nationalsozialistischen Rechtsempfinden nicht zu vereinbaren, daß einem Schuldner, der an der Front steht, Gehaltsabzüge zugunsten eines Juden gemacht würden. Der Soldat an der Front müsse wissen, daß die Heimat seine Familie schützt. Es wäre für ihn ein unerträgliches Gefühl, es würde seine Einsatzerhöchstfahrt lähmen, wenn zu Hause eine Gehaltspfändung für den Juden stattfinde.

Das Gericht beschäftigte sich aber auch mit dem unverschämten Einwand des Juden, die Familie würde jetzt Einsparnisse machen. Darauf kam es überhaupt nicht an! sagte das Gericht, entfernte sich von materialistischen Gedankengängen und hielt sich an das klare Rechteempfinden.

Dem Juden hätte zur Enttäuschung seiner Hoffnungen auch noch eine Strafe gebührt, denn man glaube nicht, daß seine Unverschämtheit eine einmalige Entgleisung ist. Oder daß es den „armen Juden“ jetzt „schlecht genug“ ginge.

sozialen Arbeit der Mann nicht immer am richtigen Platz . . .

Es mag Grenzfälle geben. Ein Kellner wäre gewiß auch kein schlechter Straßenbahnschaffner. Aber er wäre kaum ausgebildet, da würde ihn vielleicht die Wehrmacht holen. Und man würde ihn doch wieder durch eine Frau ersetzen müssen. Besser, man tut es gleich.

Im großen und ganzen bleiben der männliche und der weibliche Arbeits- und Kriegseinsatz getrennte Dinge. Die Frage, weshalb man denn die vielen jungen Männer nicht aus kriegsunwichtigen Beschäftigungen herauholte, mag vielen auf der Zunge liegen.

Aber man darf sie nicht mit der Forderung nach weiblichem Einsatz verquinden. Das ist und bleibt ein anderes Kapitel.

Persönlich - streng vertraulich

Der deutsche Beamte zeichnet sich allgemein durch besondere Pflichttreue und Korrektheit aus, die sogar hier und da in buchstäblichem Übermaß ausarten können. Das Gegenteil ist selten, und wo es vorkommt, trifft es nicht den deutschen Beamtenstand, sondern bestätigt die Regel, die eben nie ganz ohne Ausnahme bleibt. Man sollte über solche gelegentliche „bedauerliche Einzelfälle“ nicht klagen, oder den Mantel christlicher Verschwiegenheit darüber breiten, sondern dem Zeitenlauf dankbar sein, daß er einen latenten Krankheitsherd akut werden ließ, ein schlechendes Leiden aufdeckte und so Gelegenheit bietet, aus dem wohlbestellten Verwaltungsfeld eine gefährliche Unkrautpflanze auszuhalten.

Der Oberpostverwalter Leykam im bayerischen Beilngries bezicht vom Staat ein auskömmliches Gehalt, hat ein Anrecht auf Ruhebezüge und genießt die Achtung und bürgerliche Vorzugstellung, die dem Vorsteher einer staatlichen Behörde zufolgt. Dafür ist er mitverantwortlich, daß jedermann im Staat nicht einen schmaubartbewehrten Stocknecht und Prügelmeister erblickt, sondern einen großzügigen und überlegenen Freund, der allen angehört und dem wiederum alle gerne helfen. Der Krieg forderte vom deutschen Beamten doppelte Bewährung, er brachte Einschränkungen und kleine Entbehrungen mit sich, deren Notwendigkeit gerade von den Staatsdienstern vorgelebt werden mußte.

Der Oberpostverwalter Leykam verriet alle diese gesicherten Vorteile seiner Stellung und ehrenvollen Pflichten seiner Aufgabe für einen Übergangsamtlanter guter Qualität, wie weiland Judas seinen Meister für 30 Silberlinge. Er hatte alles, was sein Herz begehrte, nur der besagte Übergangsamtlanter fehlte ihm, so daß ihm eines Tages das schmerliche Verlangen nach einem solchen Kleidungsstück die Feder in die Hand zwang, um an eine Leipziger Firma der gestaltete Schreiber zu versetzen:

Beilngries, den 9. Febr. 40.

Durch das Böhnerer Händlerblatt wurde ich auf Ihre werke Firma aufmerksam gemacht.

Ich erlaube mir deshalb die Anfrage, ob Sie nicht mir und meiner Frau einen Übergangsamtlanter ohne Bezugsschein liefern möchten. Die ganze Angelegenheit ist selbstverständlich vertraulich. Als Gegenleistung könnte ich Ihnen Bayerische Taselbutter, das Pfund zu 1,80 RM. ohne Fettmarken besorgen. Im Herbst und Winter könnte ich Ihnen außerdem auch noch prima Fettigäne zulernen lassen. Ich nehme an, daß bei Ihnen diese Sachen sehr knapp sind.

Wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, wäre uns beiden geholfen. Meine Frau hat Konfektionsgröße 48. Ich bin 1,85 m groß. Brustumfang 1,25 m. Haben Sie diese Größe auf Lager? Würden Sie mir evtl. eine kleine Auswahl für kurze Zeit überlassen? Besonderen Wert legt ich auf gute Qualität. Für Ihre Rückantwort lege ich eine Freimarke bei.

Zum Schlusse versichere ich Ihnen nochmal, daß die ganze Sache streng vertraulich behandelt wird und niemand etwas von unserer Abmachung erfährt. Ich bitte um recht baldige Beantwortung meines Schreibens.

Heil Hitler!

Hans Leykam,

Oberpostverwalter.

Ich bin Vorstand des hiesigen Postamtes.“

Trotz ihres mächtigen Umfangs umschließt die Brust des Oberpostverwalters nur ein winzig kleines Herz. Er versucht ein Schiebergeschäft mit Butter und Gänse gegen Kleidungsstücke zu starten, und es ist ihm piepegal, wenn er dadurch anderen das fürzt, was ihnen von Rechts wegen zusteht. Ubrigens:

Wo hat er die Butter her, da man gemeinhin auf Postämtern nicht das Butterschiff röhrt? Wenn er zwei gute Mäntel mit Lebensmitteln bezahlen will, kann es sich dabei nicht um kleine Liebesgaben sendungen handeln, sondern nur um wichtige 20-Pfund-Pakete. Wo steht also der zweite Schieber, der die Butter liefern sollte?

Das ist ein anderes Kapitel

Die Feststellung „Nichtstun sei unanständig“ hat nun auch einen Herrn der Schöpfung auf den Plan gerufen, den Mann einer infolge kurzer Ehe einstweilen noch kinderlosen Frau — einer Frau also, die nach dem oben erwähnten Auffall in einen Betrieb gehört.“

Und er ist dagegen.

„Nicht etwa, weil meine Frau zum Arbeiten zu gut wäre. Auch nicht aus Mangel an Einficht in die Notwendigkeiten, die der Krieg schuf. Sondern ganz einfach deshalb, weil man erst einmal die Männer holen soll!

Die Männer? — werdet ihr mit euren erstaunten Kinderaugen fragen. Die Männer, ja jüßen die nicht längst alle entweder im Bunker, im U-Boot, Flugzeug, Rüstungsbetrieb oder auf einem Bauernhof? Sicher viele, sehr viele.

Aber! (Jetzt kommt das Aber!) — — — einige hunderttausend Männer, jung, frisch und so zwischen 20 und 30 stehen hinter dem Ladentisch der viel zu vielen Zigarettengeschäfte und verlaufen je 10 Zigaretten oder 5 Zigarren und tun das den ganzen Tag, weil wir sonst den Krieg nicht gewinnen — — — weitere hunderttausend Männer arbeiten in Zehntausenden von Bars, Disketten, Kneipen, Kaffeehäusern. Das sind nämlich alles Rüstungsbetriebe und dürfen daher nicht geschlossen werden — — —

weitere Zehntausende von Männern laufen nach wie vor als Versicherungsvertreter herum und andere verlaufen nach wie vor als Vertreter von Reisebuchhandlungen Prachtwerke, die nie ein Mensch liest — — —

Den Rest des Briefes wollen wir uns und dem Absender schenken, denn er mündet nach dem so prächtigen Hauptstück unerwartet in eine übelgelaunte Mederei. Bis auf den Schluss:

„Und so lange, sehr verehrtes, kluges „Schwarzes Korps“, bin ich gegen die Pflichtarbeit von verheirateten Frauen!“

Den müssen wir noch herziehen, damit man nicht glaubt, uns kräfte die Anspruch auf unsere — Dummheit. Wir sind nicht so sehr mit Blindheit geschlagen, daß wir die vielen hunderttausend jungen und frischen Männer in überaus kriegsunwichtigen Berufen nicht auch schon entdeckt hätten. Aber wir gedachten, es natürlich der Wehrmacht zu überlassen, wann und ob sie diese Männer einziehen wird.

Wen jemals das Trickwerk der Wehrmacht auch nur am zitielen Rockzipfel ergreift, der wird kaum noch annehmen, sie habe Hunderttausende von Kellnern, Zigarrenverkäufern und Versicherungsvertretern einfach — vergessen oder sie bestreite sie in ihren Berufen unabkömlich.

Aber die verantwortlichen Dienststellen werden uns kaum verraten wollen, weshalb dieser Mann oder jener Jahrgang noch frei herumläuft, während der andere schon eingezogen ist. Und wüßten wir's, wir würden das Geheimnis auch nicht ausplaudern, denn der Feind braucht ja nicht unbedingt zu erfahren, wieviele deutsche Männer unter den Waffen stehen.

Es gibt aber jedenfalls auch unter dieißen solcherart noch „freien“ Jahrgängen genügend viele Männer, die lieber heute als morgen den Kellnerrock auss- und den seidenen Rock anziehen oder die Altenmappe des Vertreters mit der Kanne vertauschen möchten und doch einfach warten müssen, bis man sie ruft und braucht.

Sie sind keineswegs Drückerberger, wie ja wohl auch der jungverheiratete Brieffreiber leider ist. Sie müssen sich eben mit Geduld fassen. Sollen sie indessen ihren kriegsunwichtigen Beruf aufgeben und einen kriegswichtigen wählen?

Das geht nicht so einfach. Das wäre ja ein höllisches Durcheinander, wenn jeder einzelne mit bestem Willen tun dürfte, was er gerade für kriegswichtig hält . . .

Überlassen wir auch diese Entscheidung getrost jenen Stellen, die den Arbeitseinsatz ordnen. Unser Munitionsminister wird keine Patrone weniger drehen lassen, weil Herr Schulze in der Müllerstraße Schnäpfe eingeschenkt.

Er wird ihn sich eisern holen, sobald er ihn braucht. Worauf wir uns verlassen dürfen.

Und wenn zurzeit auf gewissen Gebieten die Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften dringlicher zu sein scheint als die nach männlichen, so nicht, „weil die Frauen sich nicht wehren können“ oder weil sie billiger sind oder aus sonst welchen unritterlichen und unanständigen Gründen. Sondern, weil zwischen Frauenarbeit und Männerarbeit meist nicht zu überbrückende Unterschiede bestehen.

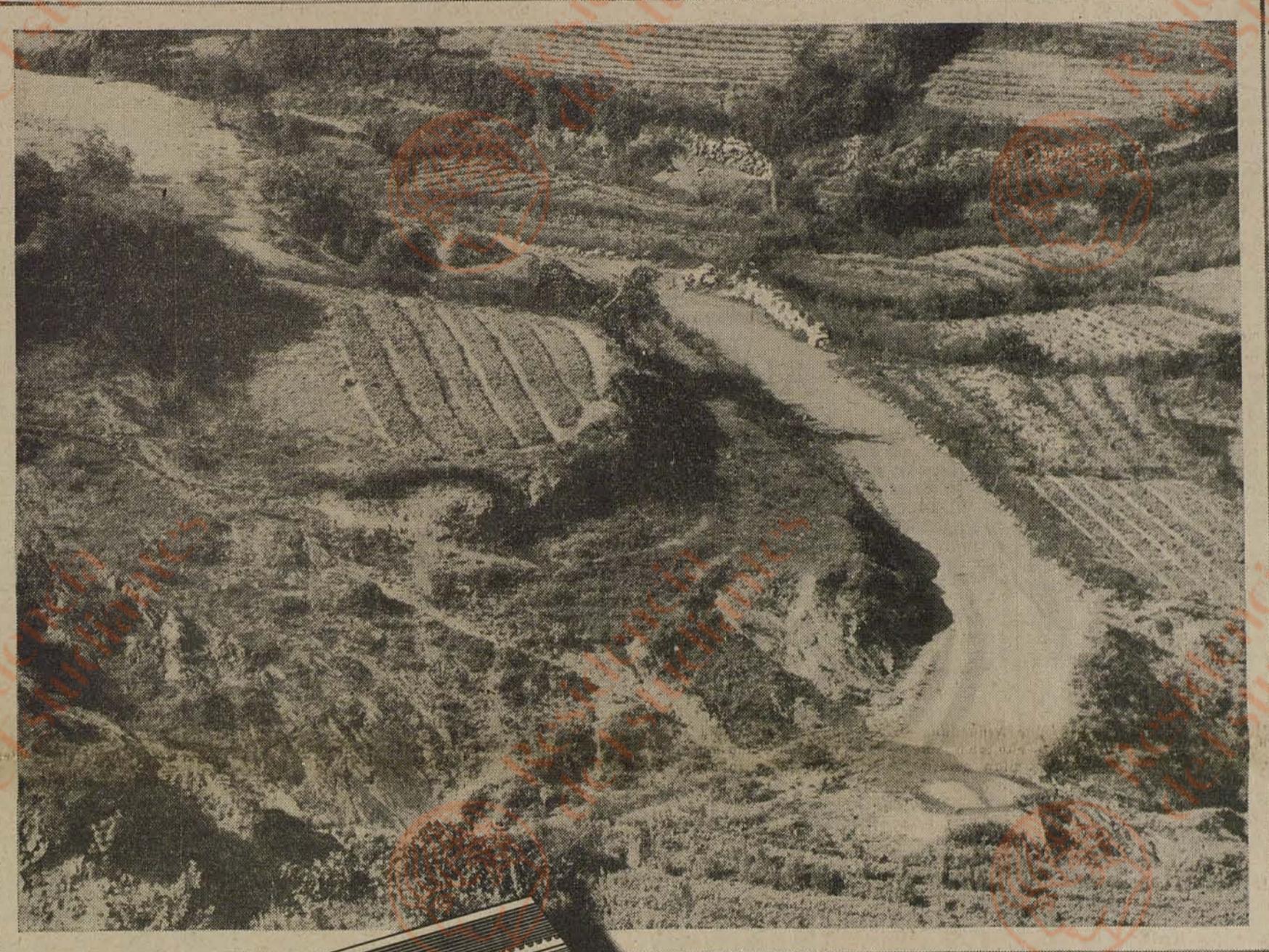
Es gibt in der Rüstungs- und Heeresbeschaffungsindustrie sehr viele Arbeitsbereiche, in denen der Mann kaum zu gebrauchen ist. Knifflige Feinarbeit, die nur die flinke Frauenhand schafft. Und ebenso ist auch in der



TOLO-TRETSTRAHLER D.R.P. an jedem Rad! 



Tabakkultur



Die Zuchtbetten in den Yakkagebieten des berühmten Xanthi-Distriktes werden an den Berghängen terrassenförmig angelegt, um für alle Pflanzen eine gleichgünstige Sonneneinstrahlung zu erreichen.

doppelt
fermentiert
4s

Gezank zwischen Gräbern

Man sollte meinen, daß der Tod eine ernste Sache sei, vor der jeder schweigend den Hut zieht und auch den kleinen Lärm und Jank des Alltags vergibt. Sobald einer seine Pflicht gegenüber seinem Volk und seinem Gott nach Kräften erfüllt hat und still für immer in die Erde fährt, sagen wir: Die deutsche Erde sei ihm leicht, gleichviel, ob er ein Direktor oder Hilfsarbeiter war und ob er seine Andacht im Bethaus oder am Schraubstock verrichtete.

Leider scheinen nicht alle so zu denken, dies beweist zumindestens ein Rundschreiben der evangelischen Kirchengemeinde in Redlinghausen. Diese Institution fand es passend, am 12. März, also im siebten Kriegsmonat, gegen alle, die es angeht, nachfolgende Drohpeisst zu schleudern:

„Evangelische Kirchengemeinde
Redlinghausen“

Redlinghausen, den 12. März 1940.
An alle Inhaber einer noch nicht vollbelegten Erbgruft auf dem Evangelischen Friedhof . . .

Ein Sonderfall gibt Veranlassung, sämtliche Inhaber einer nicht vollbelegten Erbgruft auf folgende Bestimmungen aufmerksam zu machen... Nach § 8 der Friedhofsordnung vom 4. November 1939 (1) dürfen in den Wahlgräbern (Erbgräften) nur der Erwerber und seine Angehörigen bestattet werden, soweit sie bei ihrem Tode einer christlichen Religion gesellschaft angehört haben. Aus vorstehend ausführten Bestimmungen geht deutlich hervor, daß Inhaber einer Erbgruft, die aus der Evangelischen Kirche ausgetreten sind, durch den Austritt ihr Recht auf Bestattung in der Erbgruft verwirkt haben... Bei Eintritt eines Sterbefalls ist daher der Nachweis zu erbringen, daß der Verstorben, der auf dem evangel. Friedhof bzw. in einer Erbgruft bestattet werden soll, bis zu seinem Tode der Evangelischen Kirche angehört hat.

Der Vorsitzende des Presbyteriums
Grothaus
Pfarrer.“

Die frommen Herren in Redlinghausen verfausten also zum Teil vor . . . zig Jahren an Volksgeistern ein Stück deutschen Bodens als letzte Ruhestätte. Fällt es dem Käufer oder einem seiner Familienangehörigen aber nur ein, einen Glauben zu finden, der seinem Gewissen besser entspricht, nehmen sie ihm das verkauftes Gut einfach wieder weg, ohne einen Pfennig zurückzuerstatten. Dies nennt man zum ersten mit dünnen Worten nicht mehr und nicht weniger als ein Eigentumsdelikt, für das jeder andere ins Loch wandern würde.

Aber zum zweiten, und hier möchte selbst dem Sanftmütigsten die Zornesader schwollen, machen sich sogenannte Gottesdiener an, die Menschen noch im Grabe zu richten und einzuteilen: in gute und geheilige — und schlechte und verdammte. Die rechtgläubigen Toten sollen exklusiv unter sich bleiben. Sie verwehren dem Gatten, seinen lebten Schlaf neben seinem Verhenslameraden zu tun, und reißen Söhne von ihren Eltern. Und das alles, weil einer etwas anderes zu glauben mag als sie, die den lieben Gott samt seinem Paradies gepachtet haben.

Für uns gibt es nur eine deutsche Erde, die allen Deutschen gleichmäßig angehört, aber keinen evangelischen und keinen unchristlichen Friedhof. Jedem, der sein Eintrittsgeld für den leichten Logenplatz entrichtet hat, steht ein Anrecht auf seinen Heimatboden zu.

Bezeichnend für den Geisteszustand gewisser Kreise ist es, daß sie ihre hahvolle Unzulässigkeit und Gewissenstreitigung jetzt schon wieder bis über das Grab hinaus auszudehnen versuchen — sie beweisen damit sehr wenig Achtung vor der Majestät des Todes. Und da selbst der Krieg anscheinend ihren Radefeldzug nicht stört, wird wohl nichts übrigbleiben, als den deutschen Menschen selbst im Tode vor Duntelmänneralliierten zu schüren. Eine allgemeingültige gesetzliche Regelung für Großdeutschland könnte erreichen, daß das Recht auf das wohlerworbene Grab der Eltern und auf die zwei Geviertmeter Muttererde unantastbar bleibt.

Tip eines „Braungebrannten“:

Allmählich an die Sonne gewöhnen und langsam bräunen. Mit Nivea-Creme! Wer aber unbedingt länger in der Sonnebleiben und schneller bräunen will, braucht Nivea-Ultra-Ol mit dem verstärkten Lichtschutz.

Strich durch die Judenrechnung

Stände es nicht schwarz auf weiß in den Akten des Amtsgerichts Worms 9 M 1046/39, man müßte es für ein schlecht erdachtes Märchen halten, daß ein Jude einen Frontsoldaten pfänden wollte: in Deutschland — während des Vernichtungskrieges, den Alljuda uns ange sagt hat.

Aber es ist gut, daß das auserwählte Volk uns bisweilen noch an seine Existenz erinnert und an die Unsterblichkeit seiner artgemäßen Lebensäußerungen. Da die Juden aus unserem öffentlichen Leben verschwunden sind, könnte man sonst gar zu leicht annehmen, es gäbe keine Judenfrage mehr oder die Juden sähen alles schon zu schrecklichen Klumpen geballt in Lublin — wo sie hingehören.

Nun — irgendwo am schönen Rhein sitzt also ein Jude, der vor langen Jahren das so oft geübte jüdische Kunststück zustande brachte, einen „dummen Goj“ mit einer Bürgschaft hereinzu legen. Seither — seit dem Jahre 1927 — steht der Deutsche in der Fron des Juden. Er arbeitet — und der Jude holt sich an jedem Ersten „seine“ pfändbaren Gehaltsanteile. Die einzelnen Blötzschläge des reingenden Gewitters, das uns und unsere Wirtschaft von den Juden befreite, gingen an diesem „schönen“ Verhältnis spurlos vorüber. Der Deutsche arbeitet — der Jude holt sich den Lohn.

Es ist, als sei dieser Jude schon 1927 mit besonderer Voraussicht begabt gewesen. Andere Juden handelten mit diesem und jenem, gründeten dies und das, stahlen sich da und dort hinein, aber sie haben nach 1933 alle ihre Geschäfte mit schwerer Schlagseite verlassen müssen. Nur der Jude, der damals schon den Bürgschaftsschwindel betrieb, blieb unversehrt, kann noch in Saus und Braus leben, wenn er nur so klug war, das „Geschäft“ auf eine hinreichend breite Basis zu stellen. Denn eine Bürgschaft — nicht wahr —, das ist ja eine Ehrensache. Eine kleine Sache also für Juden, die immer nur des anderen Ehre lernen.

Als der Krieg ausbrach, zog der Frontschein des Juden ins Feld, aber das Kriegsglück des Juden wollte es, daß nach nationalsozialistischen Grundsätzen die Familie des Deutschen auch

weiter ihre Bezüge bekam. Und so pfändete er fröhlich weiter.

Eine beachtliche Idylle: der Jude, wehrunwürdig, Kriegsheer gegen Deutschland, Verbündeter des Feindes, hoffend auf Deutschlands Niederlage, pfändet den Mann, der Deutschlands Freiheit an der Front vor dem Einbruch der plutoartigen Judenböldner schützt.

Als der Frontsoldat bei Gericht die Einstellung der Zwangsvollstreckung beantragte, erstrahlte die klassische Unverschämtheit des Juden im herrlichsten Lichte. Er wandte ein, die Familie des Frontsoldaten vermöge ihn im Kriege noch leichter zu befriedigen als vorher, da sie doch die Lebenshaltungskosten des Frontsoldaten jetzt ersparen könne! So unsterblich ist der jüdische Trieb, sich an den Kriegen der Wirtschaft zu bereichern, daß er ihr schwarz auf weiß wie ein gutes Recht zu Papier brachte.

Daß das Amtsgericht Worms durch seine Rechnung einer dicken Strich mache, ist wohl selbstverständlich, verdient aber doch hinauspoaunt zu werden als ein Beispiel — für ähnliche Fälle.

Es sei, sagte das Gericht, mit dem nationalsozialistischen Rechtsempfinden nicht zu vereinbaren, daß einem Schuldner, der an der Front steht, Gehaltsabzüge zugunsten eines Juden gemacht würden. Der Soldat an der Front müsse wissen, daß die Heimat seine Familie schützt. Es wäre für ihn ein unterträgliches Gefühl, es würde seine Einsabereitschaft lähmen, wenn zu Hause eine Gehaltspfändung für den Juden stattfinde.

Das Gericht beschäftigte sich aber auch mit dem unverhüten Einwand des Juden, die Familie würde jeht Ersparnisse machen. Darauß kam es überhaupt nicht an! sagte das Gericht, entferne sich von materialistischen Gedankengängen und hielte sich an das klare Rechts empfinden.

Dem Juden hätte zur Enttäuschung seiner Hoffnungen auch noch eine Strafe gebührt, denn man glaube nicht, daß seine Unverschämtheit eine einmalige Entgleisung ist. Oder daß es den „armen Juden“ jetzt „schlecht genug“ ginge.

sozialen Arbeit der Mann nicht immer am richtigen Platz . . .

Es mag Grenzfälle geben. Ein Kellner wäre gewiß auch kein schlechter Straßenbahnschaffner. Aber er wäre kaum ausgebildet, da würde ihn vielleicht die Wehrmacht holen. Und man würde ihn doch wieder durch eine Frau ersetzen müssen. Besser, man tut es gleich.

Im großen und ganzen bleiben der männliche und der weibliche Arbeits- und Kriegseinsatz getrennte Dinge. Die Frage, weshalb man denn die vielen jungen Männer nicht aus kriegsunwichtigen Beschäftigungen heraushält, mag vielen auf der Zunge liegen.

Aber man darf sie nicht mit der Forderung nach weiblichem Einsatz verquicken. Das ist und bleibt ein anderes Kapitel.

Persönlich - streng vertraulich

Der deutsche Beamte zeichnet sich allgemein durch besondere Pflichttreue und Korrektheit aus, die sogar hier und da in buchstabenähnliche Übergenauigkeit ausarten können. Das Gegenteil ist selten, und wo es vorkommt, trifft es nicht den deutschen Beamtenstand, sondern bestätigt die Regel, die eben nie ganz ohne Ausnahme bleibt. Man sollte über solche gelegentliche „bedauerliche Einzelfälle“ nicht klagen, oder den Mantel christlicher Verschwiegenheit darüber breiten, sondern dem Zeitenlauf danach sein, daß er einen latenten Krankheitsherd alut werden ließ, ein schlechtes Leiden aufdeckte und so Gelegenheit bietet, aus dem wohlbestellten Verwaltungsfeld eine gefährliche Unkrautpflanze auszujäten.

Der Oberpostverwalter Leykam im bayerischen Beilngries begiebt vom Staat ein austümliches Gehalt, hat ein Anrecht auf Ruhebezüge und genießt die Achtung und bürgerliche Vorzugstellung, die dem Vorsteher einer staatlichen Behörde zukommt. Dafür ist er mitverantwortlich, daß jedermann im Staat nicht einen schauzbar bewehrten Stocknecht und Prügelmeister erblickt, sondern einen großzügigen und überlegenen Freund, der allen angehört und dem wiederum alle gerne helfen. Der Krieg forderte vom deutschen Beamten doppelte Bewährung, er brachte Einschränkungen und kleine Entbehrungen mit sich, deren Notwendigkeit gerade von den Staatsdienstern vorgelebt werden mußte.

Der Oberpostverwalter Leykam verriet alle diese gesicherten Vorteile seiner Stellung und ehrenvollen Pflichten seiner Aufgabe für einen Übergangsamtel guter Qualität, wie weiland Judas seinen Meister für 30 Silberlinge. Er hatte alles, was sein Herz begehrte, nur der besagte Übergangsamtel fehlte ihm, so daß ihm eines Tages das hämmerliche Verlangen nach einem solchen Kleidungsstück die Feder in die Hand zwang, um an eine Leipziger Firma der gestaltete Schreib zu verfassen:

„Beilngries, den 9. Febr. 40.

Durch das Böhnerer Händlerblatt wurde ich auf Ihre werte Firma aufmerksam gemacht.

Ich erlaube mir deshalb die Anfrage, ob Sie nicht mir und meiner Frau einen Übergangsamtel ohne Bezugsschein liefern möchten. Die ganze Angelegenheit ist selbstverständlich vertraulich. Als Gegenleistung könnte ich Ihnen Bayerische Taselbutter, das Pfund zu 1,80 RM. ohne Fettmarken bezorgen. Im Herbst und Winter könnte ich Ihnen außerdem auch noch prima Fettgänge zulernen lassen. Ich nehme an, daß bei Ihnen diese Sachen sehr knapp sind.

Wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, wäre uns beiden geholfen. Meine Frau hat Konfektionsgröße 48. Ich bin 1,85 m groß. Brustumfang 1,25 m. Haben Sie diese Größe auf Lager? Würden Sie mir evtl. eine kleine Auswahl für kurze Zeit überlassen? Besonderen Wert lege ich auf gute Qualität. Für Ihre Rückantwort lege ich eine Freimarke bei.

Zum Schlüsse versichere ich Ihnen nochmal, daß die ganze Sache streng vertraulich behandelt wird und niemand etwas von unserer Abmachung erfährt. Ich bitte um recht baldige Beantwortung meines Schreibens.

Heil Hitler!

Hans Leykam,

Oberpostverwalter.

Ich bin Vorstand des hiesigen Postamtes.“ Trotz ihres mächtigen Umfangs umschließt die Brust des Oberpostverwalters nur ein winzig kleines Herz. Er versucht ein Schiebergeschäft mit Butter und Bänzen gegen Kleidungsstücke zu starten, und es ist ihm piepegal, wenn er dadurch anderen das kürzt, was ihnen von Rechts wegen zusteht. Ubrigens:

Wo hat er die Butter her, da man gemeinsam auf Postämtern nicht das Buttersaf röhrt? Wenn er zwei gute Mäntel mit Lebensmitteln bezahlen will, kann es sich dabei nicht um kleine Liebesgaben handeln, sondern nur um wuchtige 20-Pfund-Pakete. Wo steht also der zweite Schieber, der die Butter liefern sollte?

Das ist ein anderes Kapitel

Die Feststellung „Nichtstun sei unanständig“ hat nun auch einen Herrn der Schöpfung auf den Plan gerufen, „den Mann einer infolge kurzer Ehe einstweilen noch kinderlosen Frau — einer Frau also, die nach dem oben erwähnten Aufschluß in einem Betrieb gehört.“

Und er ist dagegen.

„Nicht etwa, weil meine Frau zum Arbeiten zu gut“ wäre. Auch nicht aus Mangel an Einsicht in die Notwendigkeiten, die der Krieg schuf. Sondern ganz einfach deshalb, weil man erst einmal die Männer holen soll!

Die Männer? — werdet ihr mit euren erstaunten Kinderaugen fragen. Die Männer, ja sich die nicht längst alle entweder im Bunker, im U-Boot, Flugzeug, Rüstungsbetrieb oder auf einem Bauernhof? Sicher viele, sehr viele.

Aber! (Jetzt kommt das Aber!) —

— einige hunderttausend Männer, jung, frisch und so zwischen 20 und 30 stehen hinter dem Ladentisch der viel zu vielen Zigarettengeschäfte und verkaufen je 10 Zigaretten oder 5 Zigarren und tun das den ganzen Tag, weil wir sonst den Krieg nicht gewinnen — weitere hunderttausend Männer „arbeiten“ in weit ausgedehnten Bärs, Destillen, Kneipen, Kaffeehäusern. Das sind nämlich alles Rüstungsbetriebe und dürfen daher nicht geschlossen werden —

weitere Zehntausende von Männern laufen nach wie vor als Versicherungsvertreter herum und andere verkaufen nach wie vor als Vertreter von Reisebuchhandlungen Prachtwerke, die nie ein Mensch liest —

Den Rest des Briefes wollen wir uns und dem Absender schenken, denn er mündet nach dem so prächtigen Hauptstück unerwartet in eine übelgelaunte Mederei. Bis auf den Schlusshag:

„Und so lange, sehr verehrt, fluges „Schwarzes Korps“, bin ich gegen die Pflichtarbeit von verheirateten Frauen!“

Den müssen wir noch herzeigen, damit man nicht glaubt, uns kränke die Anspielung auf unsere Dummheit. Wir sind nämlich gar nicht so dumm. Wir sind nicht so sehr mit Blindheit geschlagen, daß wir die vielen hunderttausend jungen und knusprigen Männer in überaus kriegsunwichtigen Berufen nicht auch schon entdeckt hätten. Aber wir gedachten, es natürlich der Wehrmacht zu überlassen, wann und ob sie diese Männer einziehen wird.

Es gibt in der Rüstungs- und Heeresbeschaffungsindustrie sehr viele Arbeitsbereiche, in denen der Mann kaum zu gebrauchen ist. Knifflige Feinarbeit, die nur die finstne Frauenhand schafft. Und ebenso ist auch in der

Wen jemals das Triebwerk der Wehrmacht auch nur am zivilen Rockzipfel erfaßte, der wird kaum noch annehmen, sie habe Hunderttausende von Kellnern, Zigarrenverkäufern und Versicherungsvertretern einsch — vergessen oder sie betrachte sie in ihren Berufen unabkömmlich.

Aber die verantwortlichen Dienststellen werden uns kaum verraten wollen, weshalb dieser Mann oder jener Jahrgang noch frei herumläuft, während der andere schon eingezogen ist. Und wüßten wir's, wir würden das Geheimnis auch nicht ausplaudern, denn der Feind braucht ja nicht unbedingt zu erfahren, wieviele deutsche Männer unter den Waffen stehen.

Es gibt aber jedenfalls auch unter diesen solcherart noch „freien“ Jahrgängen genügend viele Männer, die lieber heute als morgen den Kellnerstab auss und den seldgrauen Rock anziehen oder die Altenmappe des Vertreters mit der Knarre vertauschen möchten und doch einfach warten müssen, bis man sie ruft und braucht.

Sie sind keineswegs Drüseberger, wie ja wohl auch der jungverheiratete Briefschreiber leider ist. Sie müssen sich eben mit Gebuld fassen. Sollen sie indessen ihren kriegsunwichtigen Beruf aufgeben und einen kriegswichtigen wählen?

Das geht nicht so einfach. Das gäbe ja ein häßliches Durcheinander, wenn jeder einzelne mit bestem Willen tun dürfte, was er gerade für kriegswichtig hält . . .

Überlassen wir auch diese Entscheidung getrost jenen Stellen, die den Arbeitseinsatz ordnen. Unser Munitionsminister wird keine Patrone weniger drehen lassen, weil Herr Schulze in der Müllerstraße Schnäpse eingeschenkt.

Er wird ihn sich eisern holen, sobald er ihn braucht. Worauf wir uns verlassen dürfen.

Und wenn zurzeit auf gewissen Gebieten die Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften dringlicher zu sein scheint als die nach männlichen, so nicht, „weil die Frauen sich nicht wehren können“ oder weil sie billiger sind oder aus sonst welchen unritterlichen und unanständigen Gründen. Sondern, weil zwischen Frauenarbeit und Männerarbeit meist nicht zu überbrückende Unterschiede bestehen.

Es gibt in der Rüstungs- und Heeresbeschaffungsindustrie sehr viele Arbeitsbereiche, in denen der Mann kaum zu gebrauchen ist. Knifflige Feinarbeit, die nur die finstne Frauenhand schafft. Und ebenso ist auch in der

TOLO-TRETSTRAHLER D.R.P. an jedem Rad!



Tabakkultur



Die Zuchtbeete in den Yakkagebieten des berühmten Xanthi-Distriktes werden an den Berghängen terrassenförmig angelegt, um für alle Pflanzen eine gleichgünstige Sonneneinstrahlung zu erreichen.

doppelt
fermentiert

Auch meine Kinder . . .

Aus Igls bei Innsbruck schreibt uns ein dort lebender Holländer:

„Die sechs Söhne des Herrn Heggenberger stehen nicht nur im Felde, um die deutschen Kinder zu beschützen; auch meine Kinder haben das unermöliche Vorrecht, in Deutschland aufzuwachsen; und daher fühle ich mich verpflichtet, auch meinerseits wenigstens etwas zu leisten...“

Die sechs Söhne des Herrn Heggenberger —?

Das war doch der Arbeiter Heggenberger aus Ulm, der seine Beiträge zu einer Organisation nicht mehr bezahlen konnte. Und dem dann ein bitterböser Kassierer einen Brief schrieb nach Schema W (dem Schema der Wildgewordenen): Er stehe nun außerhalb der Volksgemeinschaft — und sei es nicht wert, daß die Gefallenen für ihn gestorben wären...

Worauf es sich ergab, daß der Arbeiter Heggenberger unter weiteren Kindern sechs Söhne hatte. Und alle im Felde!

Für diesen Volksgenossen Heggenberger möchte nun also der Holländer die ausstehenden und für die Dauer des Krieges alle weiteren Beiträge bezahlen.

Dürfen wir ihm im Namen jener Organisation herzlich dank sagen? Und daß das nun nicht mehr nötig sei, da sich selbstverständlich schon andere gefunden hätten, die das Versehen des Herrn Kassierers wieder gutmachten. Und daß man sich nur ungern von einem Ausländer beschämen lassen möchte —?

Aber damit soll dann nicht gesagt sein, daß wir die Hilfe des Holländers mit dem deutschen Herzen nicht gerne in Anspruch nehmen. Wie immer sie beschaffen ist und wo immer sie gespendet wird, ob der NSB, ob dem Hilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz — der Gebende mag unter allen Umständen daran denken, daß er einem deutschen Arbeiter zur Seite tritt, einem Vater, der seinem Volke sechs tapfere Söhne schenkt, und nicht nur seinem Volle: allen Menschen und Völkern dieses Erdteils, der um seiner Zukunft willen von der plutokratischen Pest befreit werden muß.

„Deutschland kämpft nicht für sich allein“ — schreibt unser holländischer Freund — „nein, die Mission Deutschlands und des Führers geht weit über Deutschlands Grenzen. Ohne ein Deutschland, das gestiegen ist, könnte es sehr schlimm um alle Völker Europas und um die germanisch-nordische Rasse überhaupt. Und dass Deutschland siegen wird — dafür bürgt nicht nur das Genie des Führers — nein, dafür bürgen auch die sechs Heggenberger und mit ihnen alle die herrlichen Söhne des ewigen deutschen Volkes.“

Deutschland und Adolf Hitler Sieg und Heil!
Ihr
Donkher Dr. W. van der Goes van Naters.“

Muß das sein?

Das Schicksal begibt nicht alle Menschen ohne Ausnahme mit geraden Gliedmaßen. Die Ahnungslosigkeit einer vergangenen Zeit über Vererbungsgesetz, Eugenik und Rassenlehre trägt hier ein böses Verschulden, das von manchem bedauernswerten Verkrüppelten sein ganzes Leben lang gebührt werden muß. Früher befahl man sogar noch die erschreckende Geschädigtheit, derartige Fehlprodukte der Natur auf Jahrmarkten und Rummelpläcken, in Tingeltangeln und Schaubuden für Geld auszustellen.

Der Reichsführer SS hat bereits vor Jahren hier aus dem gesündesten Volksempfinden heraus ein Verbot aller Abnormitäten-Schaustellerei erlassen, das die widerliche Ausmündung fremden Elends in Klingendes Bargeld mit einem Schlag beendete.

Allerdings scheinen manche dunklen Ehrenmänner diese verlorene Gewinnmöglichkeit nicht vergessen zu können, das beweist ein Inserat in der Zeitschrift „Der Komet“ vom 23. März d.J.:

„Erschl. weibl. Abnormitäten jso. melden

— Italien —
Photo und Gage — wann frei — sofort einsenden. — Mr. Stauch, Berlin N 4, Elsässer Straße 47/48.“

Wir besitzen bekanntlich ein Kulturabkommen mit dem befreundeten Italien. Herr Stauch glaubt wahrscheinlich im Sinne dieser Abmachung zu handeln, wenn er mißglückte Exemplare deutschen Frauentums nach dem Süden exportiert.

Wenn die 5 Zentner schwere Minna dann verkündet, daß sie aus Stargard in Pommern stammt und schon mit acht Jahren ungewöhnlich in die Breite ging, oder eine buchige Zwergin mit drei Höckern als Repräsentantin des Reiches auftritt, wird der Eindruck kein übermäßig vorteilhafter sein. Auch unsere italienischen Freunde erwarten von uns sicher etwas anderes als mißgestaltete Weiblichkeit.

Wenn es dem Veranstalter Spaß macht, soll er die Frau mit dem Mammuthünen und die Dame ohne Unterleib zu seinem Privatvergnügen engagieren, um sich an ihrem Anblick zu ergötzen. Dass er aber mit fränkischen Erzeugnissen der Natur Geschäfte zu machen sucht, verbitten wir uns nachdrücklich.

Hilfen für unsere Mütter

Von einer „gnädigen Frau“, die der gesuchten Hausgehilfin zum eigenen Zimmer das eigene Bad und zu den sonstigen Unannehmlichkeiten des Daseins in einer 2-Personen-Villa die nicht zu unterschätzenden Vorteile einer Lebensmittelgroßhandlung verheiht, erzählten wir in der letzten Folge.

Sie steht weiß Gott nicht allein auf weiter Flur. Und wen es nach Bekanntheit mit weiteren ihrer Bekannungsgenossinnen gelüstet, braucht nur die Anzeigenteile einiger Zeitungen nachlässig zu durchstöbern. Er wird finden, daß Hausgehilfinnen fast nur noch von alleinstehenden „Damen“ und „Herren“, von kinderlosen oder kinderarmen Ehepaaren mit großen Wohnungen und prächtigen Einkünften zu längst schon vorhandenem reichhaltigem Haushaltspersonal gesucht werden — denn die anderen, die Kinderreichen, die nicht 60 oder 80 RM. Lohn zu bieten haben und dafür mehr Arbeit verlangen müssen, die haben es längst aufgegeben, sich nach der so dringend nötigen Hilfe im Haushalt umzutun.

Kinderreiche Mütter ohne Zahl, deren Männer im Felde stehen, die gar selbst an deren Statt einen Betrieb, eine Werkstatt, einen Laden verloren müssen, nehmen das Fehlen jeglicher Hilfe als eine der Entbehrungen hin, die der Krieg ihnen auferlegt. Indes eine begüterte Schicht sich in Ansprüchen auf Lebensannehmlichkeiten gefällt, als gäbe es keinen Krieg oder als hätten sie zumindest das Recht, sich aus diesem Krieg herauszuhalten . . .

„Hausgehilfin für gepflegten Villenhaushalt zu jungem Ehepaar mit einem Kinde gesucht, Köchin vorhanden. Telephonische Anfragen erbeten unter 86 25 41“ — steht in einer Berliner Zeitung.

Und zwei Zentimeter darunter:

„Perfekte junge Köchin (auch vegetarische Küche) für gepflegten Villenhaushalt zu jungem Ehepaar mit einem Kinde gesucht. Mädchen vorhanden. Telephon. Anfragen erbeten unter 86 25 41 Berlin.“

Besser konnte das nicht mehr dargestellt werden: wie man zwei Köder auslegt, um jeweils mit dem einen den anderen Fisch zu fangen. Wie man gleich zwei Arbeitskräfte dem Arbeitsmarkt entzieht, weil geteilte Arbeit schwachster erscheint als ungeteilte! Würde denn die eine Kraft für den „gepflegten Villenhaushalt“ nicht genügen? Beispielsweise — wenn auch die Gnädige mit ansaß?

Aber bisweilen besteht ein erheblicher Konsum an fremder Arbeitskraft.

„Für Villenhaushalt zu alleinstehender älterer Dame wird für sofort oder später ein solides, fleischiges, peinlich sauberes Alleinmädchen gesucht . . . Zur Pflege der Dame ist eine Schwester vorhanden, für die größere Arbeit eine Aufwartung. Angebote mit Lebenslauf (!), Lichtbild, Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen an Fräulein S. H., Crosten (Mulde) bei Jw., Sa.“

Älter als der Krieg

Gewiß, dieses ältere Fräulein scheint nicht mehr recht auf den Beinen zu sein und bedarf möglicherweise eine Stütze. Aber wir können und wollen es uns nicht leisten, daß ein alter Mensch, nur weil er wohlhabend ist, gleich drei Arbeitskräfte einer nüchternen Beschäftigung entzieht: eine Schwester, eine Aufwartefrau und eine Hausgehilfin!

Während kinderreiche Mütter, die unserem Volk die Zukunft gesichert haben, ohne jede Hilfe dastehen! Es ist Krieg, sehr verehrtes gnädiges Fräulein — wenn Sie das noch nicht bemerkt haben sollten!

Der nationalsozialistische Staat wird immer auf Seiten der Mütter stehen!

Der Mangel an Hausgehilfinnen für kinderreiche Mütter ist älter als der Krieg. Er ist genau so alt wie die Arbeitslosigkeit, er begann mit dem Ende der Arbeitslosigkeit der Männer, die nun wieder heiraten konnten, der jungen Mädchen, die nun nicht mehr „zur Not“, sondern nach freier Wahl in einen Beruf gingen.

Der Krieg hat die Zahl der verfügbaren Kräfte weiter verringert, es steht außer Frage, daß die Frauenarbeit in der kriegswichtigen Industrie wie im Ernährungssektor heute wichtiger ist als jede andere.

Nichts wird uns darüber hinwegtäuschen, daß auch der Staat nicht die volle Zahl der Hausgehilfinnen aus der Erde stampfen kann, die notwendig wären, allen kinderreichen Müttern Hilfe zu schaffen.

Wir müssen uns nach der Decke strecken. Wie wir aber auf allen anderen Gebieten für eine gerechte Verteilung der lebensnotwendigen Dinge und Leistungen sorgen, so muß nun auch dafür georgt werden, daß wenigstens die vorhandenen Hilfskräfte gerecht, das heißt nach nationalsozialistischen Grundsätzen auf die benötigten Haushaltungen verteilt werden.

Es ist ein merkwürdiger Zustand, daß allein aus diesem Gebiete das liberalistische Händlerprinzip von Angebot und Nachfrage herrschen

Fromme Wünsche

Erst jetzt, nachdem der letzte Engländer Hals über Kopf die süd- und mittelnorwegischen Häfen „erfolgreich“ verlassen hat, erfahren die Völker der Alliierten, wie es um ihre „Siege“ in Skandinavien bestellt war. Bis zu ihrer mehr als plötzlichen Einschiffung hatten ihre Truppen immerfort gestiegen. Die britische Flotte hatte die deutsche schon während der deutschen Landungsaktion glatt „vernichtet“. Die deutschen Fliegerhorste in Oslo, Stavanger, Bergen und Drontheim waren vollständig „zerstört“ und gebräuchsfähig gemacht. Die Seeverbindung zwischen Dänemark und Norwegen war zerstört. Die deutschen Landungstruppen saßen in der Mauselalte und waren den Engländern auf Gnade und Verderb ausgeliefert. Die Engländer umzingelten Drontheim, rückten gegen Oslo vor und siegten bei Elverum und Lillehammer. Die völlige Vernichtung der Deutschen konnte nur eine Frage von Tagen sein . . .

Zu diesen sich überstürzenden „Siegesmeldungen“ gehörte auch eine, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdiente: der Reichsführer SS sollte vor seinem Kopenhagener Hotel das Opfer eines Attentats geworden sein. Ein junger Mann erschoß ihn um und um. Man konnte haargenau lesen, wie das vor sich gegangen war.

Was nutzte es, daß in Berlin Heinrich Himmler einen neutralen Pressemann empfing, der sich von seiner Lebendigkeit überzeugte. Die Presse der Alliierten und manche sogenannte neutrale Zeitung hatte für das Demente keinen Raum, denn es gab ja so viele „Siegesmeldungen“. Aber die Gerüstmacher jenseits unserer Grenzen haben dann doch wohl ein, daß man einen ihnen sicherlich unbedeuten Mann nicht einfach totlügen kann. Himmler lebt also — nun sogar im Be-

wußtsein derer, die ihn lieber weniger lebendig hätten. Aber zwischen Leben und Leben ist ein Unterschied. Ist er schon nicht tot, so könnte er doch wenigstens schwer verletzt sein —?

Nach den jüngsten „Berichten“ ist der Reichsführer wohl nicht ganz tot, aber immerhin — er liegt schwer verletzt mit einem Kieserschuh in einem Berliner Sanatorium.

Aber die Kopenhagener, die wissen doch ganz genau, daß ein Attentat gar nicht stattfand. Das dürfen sie — denn das Attentat fand jetzt gar nicht in Kopenhagen statt, sondern in Berlin. Und also kann der Attentäter auch gar nicht „ein junger Däne“ gewesen sein. Nein, die Sache ist viel einfacher: „ein Mann aus der Umgebung des Reichsführers“, nach anderer Lesart „ein höherer SS-Führer“ hat das Mordinstrument gezücht!

Die guten Leute! Meinen sie nicht, daß wir in Deutschland viel weniger Grund hätten, aufeinander zu schießen, als sie selbst? Der Reichsführer hat es ausgegeben, seine jeweiligen Todesarten und schweren Verlegerungen zu demonstrieren. Man las von seiner Besichtigungsreise nach dem Osten. Wer darin keinen Beweis prächtigster Gesundheit erblickt, der soll es eben sein lassen. Der wird in den kommenden Zeiten immer noch hinreichend Gelegenheit haben, am eigenen Leibe zu verspüren, wie lebendig Deutschlands führende Männer sind.

Aber die Attentats-Greuelmärchen — wer immer gerade an der Reihe sein mag — haben einen tiefen Grund. Fromme Wünsche steigen aus dem Unterbewußtsein unserer Gegner an ihr trübes Tageslicht. Wir wissen seit Minuten, daß ihnen Attentatsgedanken sehr vertraut sind. Sie möchten gerne, sie möchten sehr gerne — und nach der Art zeternder Greise denken sie zuweilen laut, zu laut eigentlich.

soll — das wir auf allen anderen Gebieten so gründlich abgeschafft haben.

Es geht nicht an, daß die vorhandenen Hausgehilfinnen allmählich fast ausnahmslos von wohlhabenden Hausfrauen angelockt werden, um das Richtstuhl „gnädiger“ Frauen auch fürderhin zu gewährleisten.

Wenn heute selbst ungeschulten Hausgehilfinnen Monatslöhne von 60 und 70 und 80 RM. geboten werden, so entspricht das mit Wohnung und Verpflegung dem Einkommen eines Vollarbeiters — bei ungleich geringerer Leistung.

Es ist verständlich, daß die jungen Mädchen solchen Lockungen folgen. Dazu ist sich dann auch nicht mehr freiwillig dazu verstellen, den gepflegten Zweipersonen-Haushalt mit Köchin, Aufwarte und Waschfrau zu verlassen und für den halben Lohn eine vielfache Arbeit bei einer vielfältigen Familie zu übernehmen. Aber dann muß eben mit gesetzlichen Mitteln eingegriffen werden.

Denn es gibt heute in Deutschland keinen Beruf, der sich den Notwendigkeiten des Krieges entziehen könnte, keinen Beruf, dessen Angehörige tun und lassen könnten, was sie wollen.

Die Dienstverpflichtung auch auf die Hausgehilfinnen auszudehnen, ist eine durchaus bestehende Möglichkeit. Der Staat, der Treuhänder, das Arbeitsamt hätte dann die nötigen Handhaben, die vorhandenen Hausgehilfinnen dort einzusegen, wo sie bevölkerungspolitisch und kriegswirtschaftlich am nötigsten gebraucht werden: nämlich bei den kinderreichen Müttern und bei vielbeschäftigte Soldatenfrauen.

Aber hat nicht jedes Gesetz seine Lücken? Gibt es neben Hausgehilfinnen nicht auch „Haustöchter“, „Stützen“, „Kindermädchen“, „Wirtschaftlerinnen“, in die eine simple Hausgehilfin flugs verwandelt werden könnte, wenn das Arbeitsamt seinen Arm nach ihr ausstreckt?

Dann müßte eben grundlich und mit Gesetzeskraft ausgeprochen werden, daß alleinstehende und kinderlose Leute überhaupt keine und kinderarme allenfalls nur eine Haushaltshilfe beschäftigen dürfen, mag diese auch wie immer benannt werden.

Übertretungen müßten mit Gefängnis bestraft werden — denn es handelt sich hier vornehmlich um Leute, denen Geldstrafen kaum sonderliche Schrecken einjagen.

Und die vielleicht unumgänglichen Ausnahmen müßten sehr genau umgrenzt werden.

Die Ausnahmen! Dazu wäre beispielweise das Vorhandensein eines eigenen Betriebes oder eines großen Gartens mit landwirtschaftlicher Nutzfläche zu zählen — furzum, nachweislich die Notwendigkeit einer Arbeitsleistung, die vom Arbeitgeber allein nicht zu bewältigen wäre. Nicht aber — beispielweise — die angeblich notwendige „Repräsentationspflicht“.

Wir wissen wohl, daß die im Kriege so unangebrachte Untätigkeit mancher kinderloser Hausfrauen damit entschuldigt wird: sie hätten „angeichts der Stellung“ ihres Herrn Gemahls „repräsentative Pflichten“.

„Wo denken Sie hin, ich muß jeden Tag Gäste empfangen, da kann meine Frau doch nicht in der Küche stehen . . .!“

Beste Repräsentation

Eine Frau, eine deutsche Frau, sollte im Kriege überhaupt nicht besser „repräsentieren“ können als durch Arbeit. Und Arbeit für den eigenen Mann, für das eigene Heim, für den auch so lieben Gast ist noch keine Schande.

Dem nationalsozialistischen Staat fällt kein Stein aus der Krone, wenn die Gattin beispielweise eines hohen Staatsbeamten am Küchenherd steht, denn es liegen ja auch hohe Staatsbeamte draußen im Graben, ohne das Ansehen des Staates zu verlieren.

Und was etwa den Frauen der hohen Beamten geht, wird der Frau Direktor und der Frau Generaldirektor allemal billig sein. Oder nicht?

Nun, wir verstehen uns.

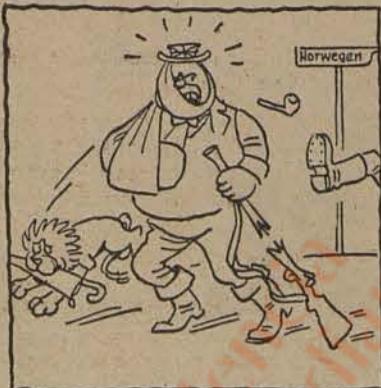
Wir Nationalsozialisten sind keine öden Gleismacher. Auch der Bunker ist kein öder Gleismacher, mag dort auch der Universitätsprofessor neben dem Autobahnarbeiter stehen. Ein jeder darf durch Leistung und Vorbild sich über die namenlose Masse erheben, und der Kamerad wird der erste sein, der das Vorbild anerkennt.

Wir sind auch keine Prinzipientreiter.

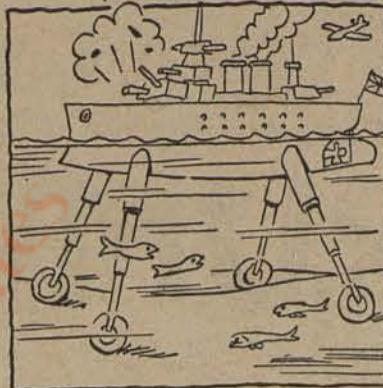
Aber hier geht es um die Ehre. Wir haben die Mütter angepeinigt, für die Zukunft des Volkes zu sorgen. Wir haben ihnen gezeigt, daß der nationalsozialistische Staat ihnen und ihren Kindern immer Schutz und Hilfe gewähren wird. Wir haben den kinderreichen Müttern Ehrenkreuze verliehen.

Man wird sie auch hier nicht im Stich lassen!

Nach den neuesten Erfahrungen.....



Wie wir hören, wollen die Briten die Erfahrungen des Norwegen-Krieges nun im Mittelmeer auswerten. Hierzu (aus einem Geheimbefehl) folgendes:



Gehem! Streng vertraulich! Um die Schlachtschiffe unsinkbar zu machen, sind sie sofort mit ausziehbaren Fahrstangen zu versehen. Pläne liegen bei.



Der Oberkommandierende setzt alle Generale ab, weil es ihnen nicht gelungen ist, in Norwegen „alt“ zu werden. Ersetzt werden diese durch Pensionäre aus Altersheimen.



Um zu verhindern, daß das Expeditionskorps wieder die Tanks mitzunehmen vergißt, haben sich die Generalstabsräber einen Knoten ins Taschenstück zu machen.



Den sanitären Anlagen ist besonderes Augenmerk zuzuwenden, weil sich in Norwegen gezeigt hat, daß sich die Engländer immer auf die Socken-machen

Konjunkturritter in Holzsandalen

Mit dem einbrechenden Frühling verstärkt sich auch von Tag zu Tag in den Straßen vor allem der größeren Städte mehr und mehr das Klappern der Holzohlen, der schönen Sommerschuhe für unsere Damenwelt. Wenn man sich zuerst auch noch hier und da nach den Trägerinnen umgesehen hatte, so gewöhnte sich unser Ohr doch bald an den neuen Klang. Die Holzsandalen haben begeisterten Anklang gefunden. Sie zeigen sich immer mehr und mehr durch, und das nicht allein aus dem Grunde, weil sie bequemfrei abgegeben werden, sondern weil sie wirklich praktisch und schön zugleich sind. Auf diese Weise wurden Holzsandalen die große Mode.

Und wo die Mode ihre Finger im Spiel hat, da fehlt es auch nicht an gewissen Leuten, die sich die richtige „Konjunkturfafe“ aus heute längst entschwundenen Zeiten herübergetragen haben. Es ist das immer wieder dieselbe Geschichte, und die Überlegung ist logisch, jedenfalls für jene Leute. Sie denken sich nämlich: „Bezugsscheine auf Schuhe sind schwer zu bekommen, da wird und muß schon jeder unsere Holzsandalen kaufen.“

Was liegt also näher, als daß man dieses „Muß“ auf einen möglichst günstigen Nenner mit der eigenen Tasche bringt? Aus dieser günstigen Spekulation ergab es sich denn, daß die Preise für die Holzsandalen mit auffälliger Geschwindigkeit emporstiegen. Wenn man heute in verschiedenen Schuhgeschäften Preise von 9 und 15 Mark (!) für ein Paar Holzsandalen sehen kann, dann muß man wirklich an das Wort des Führers denken: „Es soll keiner an dem Krieg verdienen.“

Uns erscheint ein anderes Sprichwort für diesen Fall auch geeignet, wenn es selbst in keinem Zitatenschatz zu finden ist, nämlich: „Was ein guter Preistreiber ist, der steigere bei zeiten.“ Einer unserer Leser aus Rostock, der auf kurzen Fronturlaub in die Heimat gekommen ist, schreibt uns dazu folgendes:

„Muß das sein?, fragt sich jeder, der die Holzsandalen in den Fenstern der Schuhgeschäfte stehen sieht und den Preis von 12 und 15 Mark liest. Im Fenster der Amag findet man Holzsandalen von 9,75 und 11 Mark, und in einem anderen Schuhhaus Höppner in Rostock sieht man im Fenster ein Paar Holzsandalen mit Leinenriemen (!) für 8,25 Mark. Daneben stehen Lederhalbschuhe für 7,75 Mark. Muß sich da nicht jeder an die Stirn greifen und sich denken: Wenn ich Lederchuhe für 7,75 Mark bezahle und für Holzsandalen 8,25 Mark zahlen muß, dann ist das eine scheußliche Konjunkturausnutzung.“

Wenn man solche Preisritterkunststücke sonst bei allerlei modischen Torheiten ungestraft tun kann, so ist das höchstens ein Schlag für die Dummheit, die für derartige Dinge so hohe Preise zahlen wollen. Aber wir stehen auf dem Standpunkt, daß es sich bei den Holzsandalen durchaus nicht um eine modische Törheit handelt, sondern um einen Massen-

artikel, der unsere Lederindustrie entlasten soll und den Verbrauch dieses wichtigen Materials beschränken kann. Diese Spekulation auf das „Gefäußwerdenmüssen“ ist aber überste Preistreiberei.

Halten wir uns einmal vor Augen, in welchem Verhältnis der Gesichtungspreis eines solchen Holzschuhs zum Verkaufspreis steht. Was kann die Bearbeitung von zwei Brettern und einem Holzklotz als Absatz kosten? Es ist ganz überflüssig, hier Zahlen zu nennen, denn jeder vernünftige Mensch kann sich das an den fünf Fingern abzählten. Auf diese Holzbretter werden nun ein paar Leinenstreifen genagelt, und was Leinenstreifen und die paar Drahtnägel kosten, das braucht man nicht in Zahlen auszudrücken. Und aus diesen beiden Faktoren — die Arbeitszeit spielt hierbei auch keine entscheidende Rolle — sieht sich der Verkaufspreis von sage und schreibe 8,25 Mark zusammen.

Und wenn die Riemchen aus Leder sind, dann kostet das ganze 12 Mark, und wenn sie besonders schön sind, oder, vielleicht besser gesagt, wenn der Verkäufer besonders gewissenlos ist, dann kosten sie auch 15 Mark und noch mehr.

Aber das ist eine Tatsache, die schon eher in das Gebiet Wucher fällt. Und jener Leser aus Rostock hat bestimmt recht, wenn er sich an den Kopf greift und sagt:

„Wie ist das denn möglich, daß neben so ein Paar Sandalen aus zwei Brettern und ein Paar Streifen Leinwand für 8,25 Mark lederne Halbschuhe für 7,75 Mark stehen können!“

Es gibt keine mathematische Formel, die das erläutern kann, aber es gibt eine andere Formel, die uns das erklärt macht, und die steht nur im Wörterbuch der allerübelsten Konjunkturritter, und es ist tatsächlich an der Zeit, daß man diese Formel endlich aus den Wörterbüchern jener Leute gewaltsam ausmerzt, wenn sie es schon selbst nicht tun.

„Ich bin Franzose“

„Je suis Français!“ Wenn sich jemand in Friedenszeiten mit diesen Worten bei uns eingeführt hätte, wären wir ihm mit gastfreundlicher Bereitschaft entgegengetreten und hätten ihn nach seinen weiteren Wünschen gefragt. Denn damals erwarteten wir noch, im umgekehrten Fall ebenso behandelt zu werden. Inzwischen sind die Erwartungen in dieser Richtung auf beiden Seiten bis unter den Nullpunkt herabgesunken. Wer aber glaubt, daß solche Betrachtungen müßig seien, weil die Gelegenheiten zu solchen Begegnungen einstweilen vorbei sind, irrt sich. Deutschland ist auch in dieser Hinsicht ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Unter dem 7. Februar 1940 führt sich Monsieur Roland G. Lefebvre in Giengen/Brenz mit den eingangs zitierten Worten schriftlich bei der Hartnackschule in Berlin ein. In Friedenszeiten hätte Herr L. nur Sprachlehrer sein müssen, um eine Bewerbung gerechtschafftigt erscheinen zu lassen. Heute genügt es, daß er ein „Directeur technique dans une département d'une fabrique de feutre“, ein (immerhin inzwischen abgebauter) technischer Leiter einer Filzfabrik, ist. Was tut es. Als typischer Franzose denkt er an „une occupation quel quelle soit“, an eine Beschäftigung gleich welcher Art.

Er kann eben alles — von der Filzpantoffelfabrikation angefangen bis zum Sprechen der französischen Version deutscher Filme, die für Belgien bestimmt sind. Meint Herr L., nebenbei mit der schlüchternen Erkenntnis, daß die Beschäftigung eines Franzosen in der deutschen Industrie heutzutage etwas „difficile“ ist.

Die Hartnackschule aber vermochte der Vielseitigkeit des Monsieur L. kein rechtes Verständnis abzugeben und antwortete wie folgt:

„Wenn Sie es schon für logisch halten, daß die Beschäftigung eines Franzosen in der deutschen Industrie unter den heutigen Verhältnissen nicht möglich ist, so halten wir es für eine Taktlosigkeit, daß Sie eine solche Anstellung einer deutschen Sprachschule zumuten wollen und, von allem abgesehen, auch noch ein Gesuch in französischer Sprache einreichen.“

Hochachtungsvoll!
(Unterschrift)

Dieses Schreiben hätte dem Monsieur Lefebvre sagen müssen, daß auch bei Hartnacks — vielleicht sogar in ganz Deutschland — für Franzosen augenblicklich „die Luft“ („parfum de bête“) ist. Aber er ist noch hartnäckiger. Er läßt es auf eine weitere Belastungsprobe ankommen und schwingt sich, plötzlich auch der deutschen Sprache mächtig, zu einem erhabenen Zynismus auf:

„Ich habe angenommen, daß Sie als Sprachlehrer französisch könnten. Da dies nicht der Fall zu sein scheint, bitte ich um Entschuldigung. Andererseits bin ich sehr froh, daß eine Beschäftigung in der Hartnackschule nicht möglich gewesen ist, da Ihr freundlicher Brief ahnen läßt, was für ein Ton in Ihrem Hause herrscht.“

Was würde wohl mit einem Deutschen geschehen, vorausgesetzt, daß man sich ihn drüben frei herumlaufen vorzustellen vermag, wenn er sich gegenwärtig in Frankreich oder England herausnehmen wollte, die Messieurs und Gentlemen in gleicher Weise über den guten Ton in allen Lebenslagen zu belehren?

Vielleicht kann der pädagogische Filz-Direktor a.D. Monsieur Lefebvre noch etwas nachdrücklicher darüber unterrichtet werden, daß der „Ton, der in unserm Hause herrscht“, nicht von uns, sondern von seinen eigenen Landsleuten und ihren liebenswürdigen Nachbarn jenseits des Kanals angegeben wurde.

Britische „Weisheit“

Der englische Rundfunk und Herr Chamberlain im Unterhaus verabreichten ihren Hörern eine merkwürdige Berücksigungsliste, die darin bestand, daß sie den stützartigen Rückzug des Expeditionskorps aus dem norwegischen Operationsgebiet als eine „weise Tat“ (der britischen Kriegstreiber) bezeichneten!

So sehn sie aus — die „weisen Taten“ der kriegerischen Demokraten, die Montags ihren Sübel schleifen und Dienstags schon die Flucht ergreifen, um Mittwochs als verlante Helden der werten Mitwelt zu vermelden, ihr Kofferpacken und verschwinden geschähe nur aus ... „Weisheitsgründen“!

So sehn sie aus — die „weisen Taten“ der kriegerischen Demokraten, die sich die Zeit damit verbringen, die Völker in den Krieg zu stürzen, die eifrig Brand um Brand entzünden, um dabei gefund zu machen und nach vergeblichem Bemühen aus „Weisheit“ schnell zurückzuziehen!

So sehn sie aus — die „weisen Taten“ der kriegerischen Demokraten, der Ob- und Unterhausgestalten, die sich für klug und weise halten, die laut von ihrem Sieg erzählen und leise sich von dannen stehlen, um diesen Krieg, den sie ja schüren, vor lauter „Weisheit“ ... zu verlieren!

Guido — der Unglücksrabe

Es ist nicht gut, wenn der Mensch zu pfiffig ist. Guido aus Hamburg trieb das System, mühelos Geld zu verdienen, auf eine Spize, die zu spiz war: er spießte sich selbst daran auf.

Guido aus Hamburg kam nach Wien und versetzte Anzeigen: Ledermann könne durch ihn monatlich zufällig 600 Mark verdienen, wenn er nur eine Mark und 15 Pfennige für Porto an ihn versende. Wer die Unkosten nicht scheute, erhielt für sein Geld die freundliche Aufforderung, sein Glück doch an der Spielbank von Baden-Baden zu versuchen ...

Wir erwiesen ihm ob seiner Fidigkeits unsere Referenz in der 12. Folge unter dem freundlichen Titel „Guido — der Glücksbote“.

Heute müssen wir unter dem neuen Titel „Guido — der Unglücksrabe“ die betrübliche Nachricht verbreiten, daß Guido Boucher bereits ein Kittchen bevölkert. Ist es nicht so, daß den Glückspendern dieses irdischen Jammer als Fortuna nur selten hold ist?

Die Gesundheit ist unser höchstes Gut. Mit kranken Zähnen aber ist kein Mensch gesund.

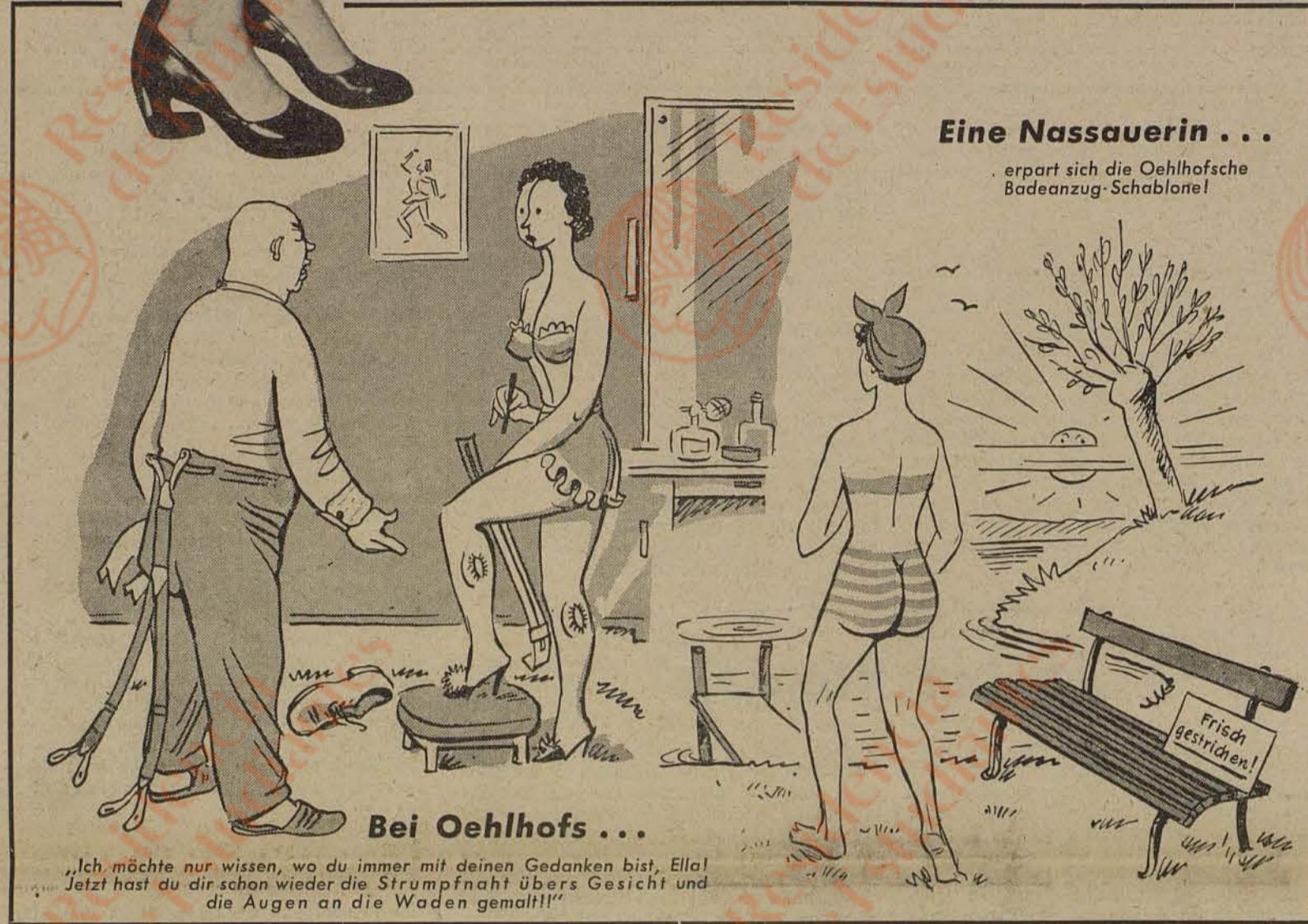
CHLORODONT



**Damenstrümpfe**

können Sie im Sommer sparen, wenn Sie „Struna“ die elegante Linie tragen. Struna wirken wie hauchdünne Strümpfe und geben Ihren Beinen ein elegantes Aussehen. Struna lassen dicke Beine schlank erscheinen, und wasserdichtes Material erlaubt das trocknen. Struna sind 100% Baumwolle. Struna können Sie in 5 Minuten in beliebiger Farbe selbst anstreichen. Struna Apparat für alle Beine passend RM. 2.80. Porto u. Nachnahme extra.

Alleinhersteller A. Oehlhof Wiesbaden 5. Postschlüssel 65.

STRÜMPFE . . .**Für die Männerwelt . . .****Eine Nassauerin . . .**erpart sich die Oehlhofsc
Badeanzug-Schablone!**Der Elektro-Struna!**

Der Dauerstrumpf für den Herrn! Beruht auf dem elektr. Heizscheiben- oder Toaströster-Prinzip. Fast schmerloses Einbrennen jedes gewünschten Dessins! Keine Stricknadel mehr! Kein lästiges Verrutschen des Strumpfes! Einmalige Anschaffung!

Zeichnungen: Bogner

So appetitlich und frisch . . . !

Der schicke Struna-Strumpf — jetzt auch mit Laufmasche!

Es gibt vielerlei Methoden, sich am Kriege zu bereichern. Und es wird immer unser ganz besonderer Ehrgeiz sein, sie aufzuspüren und mit geradezu wissenschaftlicher Gründlichkeit zu analysieren — auf daß schamlosen Kriegsveteranen das Handwerk gründlich gelegt werde. Aber heute dürfen wir vermeiden, daß wir unter allen Nutzniedern des Krieges wenn auch nicht den größten, so doch ganz gewiß den einfallreichsten und unverschämtesten entdeckt haben. Die Geschichte der Entdeckung beginnt mit einer Anzeige, wie sie oben unter der Überschrift zu sehen ist. Dort verheist also ein findiger Kopf unsrer an Punktnäten leidenden Damen in etwas nebelhaften Ankündigungen so etwas wie einen punktfreien Strumpf. Man kann sich darunter nicht viel vorstellen, aber unsere Erfinder haben schon so viele überraschende Dinge ausgetüftelt, der Vierjahresplan hat so viele Wunder gezeugt — da gibt es kein Unmöglich mehr; weshalb sollte einer nicht auch eine Beinhülle erdacht haben, die den harten Spargesetzen der Spinnstoffwirtschaft nicht unterliegt? Wer eine Bestellung aufgibt, erhält ein Nachnahmepäckchen. Wer bisher noch gezögert hat, ob er die 3,54 RM. Nachnahme (Porto und Verpackung eingeschlossen) auch einzösen soll, wird durch den Absender in zahlungsfreudige Stimmung versetzt: „August Oehlhof, Wiesbaden, Postfach 85, Zellglasbülln-Fabrikation.“

Ahal! Struna ist also eine Zellglasbülln. Etwas komisch zwar, so ein Zellophanstrumpf, aber der Oehlhof wird das schon richtig gemacht haben. Und ob er es richtig gemacht hat!

Zum Vorschein kommt ein 70 cm langer Pappstreifen. Der ist

mittlings der Länge nach aufgeschnitten. In der so entstandenen

Schlere läuft ein Padding, nicht unähnlich dem äußeren Teil

einer Streichholzsäckel, jedoch an beiden Flächen mit einem

Loch versehen. Das ist alles. Das kostet drei Mark 34.

Wer die Gebrauchsweisung studiert hat, darf — für drei Mark 34 — mit der Ferse des nackten Beines (siehe Photo oben links) auf das eine Ende des Pappstreifens treten, darf das andere Ende hinten in die Kniekehle halten, darf — so man einen hat — seinen Augenbrauenstift nehmen, durch die beiden Löcher des Schiebers stecken und ihn entlang der Pappschiene über die nackte Wade führen. Dann entsteht — wie vorauszusehen — ein Strich. Und das ist Struna — die Strumpf-Naht, ein Strich, der eine Naht, eine Naht, die einen Strumpf vorläuscht.

Herr Oehlhof verkauft für drei Mark 34 einen Strich. Oder eigentlich noch weniger: die Möglichkeit, einen Strich zu machen!

Höher oder tiefer geht's nimmer. Das ist der Rekord. Und unsere Phantasie reicht nicht zu dem Glauben, er könnte jemals unterboten werden. Überboten höchstens durch die Vorstellung, wie gut Herr Oehlhof ein gestreifter Sträflingsanzug zu Gesicht stehen würde, aber beileibe kein echter, sondern einer, der ihm auf den Leib gemalt wurde — beileibe nicht mit dem Lippenstift, sondern mit seiner eigenen Apparatur.

Und das leitet über vom grimmigen Humor zum schmunzelnden Ernst. Dieser Oehlhof gehört in Sicherheit. Ohne Umstände und ohne viel Federlesens. Denn der Spaß hört auf, wo solches Verdienen anfängt.

**Unser Vorschlag**

Schickes Struna-Mützchen für Herrn Oehlhof. Ebenfalls mit der Struna-Schablone übers Ohr — gehauen! Außerordentlich schmissig!

ein Täffitzel für Ihren Oehlhof . . .Täffitzel
für Ihren
Herrn Oehlhof